



AUSGABE 2 · XVII. JAHRGANG · DEZEMBER 2014

# Mitteilungen



INSTITUT FÜR PERSONENGESCHICHTE

Sehr geehrte Mitglieder,  
sehr geehrte Freunde des Förderkreises,

für das Berichtsjahr 2014 haben wir uns entschieden, nicht wie im vergangenen Jahr mit drei Ausgaben unserer Institutsmitteilungen aufzuwarten, sondern es bei zwei Nummern zu belassen, diese dafür aber jeweils redaktionell stärker auszustatten. Das trägt den Veranstaltungsschwerpunkten unseres Instituts Rechnung, die in den Zeitraum April bis Oktober 2014 fielen, bietet aber auch die Gelegenheit, Sie im einzelnen noch umfänglicher über unsere Aktivitäten und Inanspruchnahmen zu unterrichten — wir hoffen, daß dies in Ihrem Sinne ist.

Auch wollen wir dieses Forum gezielt dazu nutzen, einzelne Forschungsarbeiten in unserem Institut inhaltlich zu bündeln. Im vorliegenden Heft geschieht das dadurch, daß wir Sie mit der Exlibris-Überlieferung in unseren Bibliotheksbeständen auf ein Feld führen, das notwendigerweise zwar immer wieder einmal zu streifen war, selbst aber bislang noch nie im Brennpunkt unserer Werkstattberichte gestanden hat. Hier geschieht das nun, indem wir Ihnen zunächst das älteste erhaltene Exlibris unserer Institutsbibliothek vorstellen, das in bedeutsame historische Zusammenhänge verweist. Die mit der sachgerechten Zuordnung verbundenen Hintergrundarbeiten erforderten natürlich auch eine Befassung mit der speziellen Fachliteratur. Daher beziehen wir uns hier auch eigens auf die jüngste deutschsprachige Neuerscheinung zur Exlibris-Thematik, der in der Regel nur wenige Kenner und Sammler ihre Aufmerksamkeit schenken. Demgemäß ist, trotz neuerdings verfügbarer Datenbanken im Internet, der allgemeine Kenntnisstand zu diesem faszinierenden Aspekt — nicht allein — der Buchwissenschaft recht bescheiden, was leider auch das hier rezensierte Bändchen dokumentiert. Der dieser Rezension vorausgehende Beitrag mag indessen beispielhaft veranschaulichen, welche historischen Kontexte in Kombination von traditionell hilfswissenschaftlichen und prosopographischen Methoden erschlossen werden können.

Eine verblüffende Entdeckung gelang unlängst auch inmitten unserer archivalischen Sondersammlungen. Anlässlich einer Anfrage der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, die sich nun im Rahmen eines Projektes der Erschließung aller handfest überlieferten Wappenbriefe bis ins 16. Jahrhundert hinein annehmen will, war der Nachlaß Jürgen Arndt (1915-1998) einer eingehenderen Musterung zu unterziehen. Bei der Durchsicht

## Inhalt

Seite

Editorial	1
Von der Hand eines »gottlosen« Künstlers. Das älteste Exlibris der IPG-Bibliothek und sein Besitzer (V. Huth)	2
Buchbesprechung: Claudia Valter, Kunstwerke im Kleinformat, Nürnberg 2014 (L. v. Lehsten)	8
Der Heiligenberg und Europa (V. Huth)	11
Die Familie Wolfskehl und Darmstadt (L. v. Lehsten)	16
Dokumente zur Familie Wolfskehl im IPG (L. v. Lehsten)	19
Sorben und Deutsche: Heimat Lausitz - Fremde Lausitz (F. Pollack)	21
In Memoriam, Personalialia	24

## Veranstaltungen

Frankfurt am Main, Historisches Museum. Ausstellung 11.9.2014 bis 15.2.2014: GEFANGENE BILDER. WISSENSCHAFT UND PROPAGANDA IM ERSTEN WELTKRIEG  
[http://www.historisches-museum-frankfurt-de/index.php?article\\_id=665&clang=0](http://www.historisches-museum-frankfurt-de/index.php?article_id=665&clang=0)

Bayerische Staatsbibliothek, München. Ausstellung 19.11.2014 bis 1.3.2015: WELTEN DES WISSENS. DIE BIBLIOTHEK UND DIE WELTCHRONIK DES NÜRNBERGER ARZTES HARTMANN SCHEDEL (1440-1514)  
<http://www.bsb-muenchen.de/veranstaltungen>

Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. Ausstellung bis 25.1.2015 KLEINKUNST IM KLEINFORMAT. DEUTSCHE EXLIBRIS VOM ENDE DES 15. BIS 18. JAHRHUNDERT  
<http://www.gnm.de/fileadmin/redakteure/ausstellungen/pdf/Exlibris.pdf>

WS 2014/15, TU Darmstadt, Evenari-Ringvorlesung. Thema: STIFTUNGEN (immer donnerstags, 18-20 Uhr)  
[www.ifs.tu-darmstadt.de/index.php?id=2162](http://www.ifs.tu-darmstadt.de/index.php?id=2162)

Fürstenlager, Bensheim-Auerbach, 9.-11. April 2014:  
6. Bensheimer Gespräche  
FINANCIERS UND STAATSFINANZEN, TEIL 2  
[www.personengeschichte.de](http://www.personengeschichte.de)

der angefragten Vöhlin-Akten trat dabei auch ein kleines Konvolut mit Originalkonzepten (!) zu Wappenbriefen, meistens von dem Hofpfalzgrafen Ferdinand Vöhlin von Frickenhausen aus den Jahren 1580 bis 1584, zutage: einschließlich Wappenbildern, von der bloßen Stiftskizze mit Blasonierungsangaben bis zu vollständig kolorierten Stücken. Darauf wird in einer der kommenden Nummern näher einzugehen sein.

Das Institut wird in immer stärkerem Maße, das es bei schmalem Personalstamm freilich auch gelegentlich an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit heranführt, als Kooperationspartner wie als Sachverständiger gesucht; ebenso sind wir bestrebt, sowohl in eigenen Veranstaltungen als auch über Mitwirkung an Konferenzen, Workshops, Ausstellungen oder Publikationen fachverbundener Partner unsere Ressourcen und unsere über die Institutsarbeit gewonnenen Erkenntnisse einzubringen. Aus dem breiten Spektrum dieser Vortrags- und Publikationstätigkeit greifen wir hier drei Ereignisse der Monate September bis November 2014 heraus.

Mit einiger Zufriedenheit dürfen wir schließlich bilanzieren, daß es zuletzt noch gelungen ist, im Rahmen der erst dieses Jahr von uns (mit dem Tagungsband »Geheime Eliten ?«) beim Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, begründeten Publikationsreihe »Bensheimer Forschungen zur Personengeschichte« sogar bereits einen zweiten Band vorzulegen. Es handelt sich um eine für die Buchveröffentlichung überarbeitete Freiburger Dissertation von Sven Gütermann, die sich einer geheimnisvollen, kaum bekannten und in ihrer Bedeutung als Symbol des Alten Reiches überhaupt nicht erkannten Korporation widmet, die der Autor für ihre mehr als ein halbes Jahrtausend währende Geschichte umreißt und deren Personenbestand er für die gesamte historische Lebensdauer erfaßt hat: »Die Stuhlbrüder des Speyerer Domstifts. Betbrüder, Kirchendiener und Almosener des Reiches«.

Gerne lenken wir zum Jahresausklang Ihre werte Aufmerksamkeit auf diese wichtige historisch-prosopographische Arbeit. Zugleich danken wir Ihnen herzlich für die uns in diesem Jahr wieder vertrauensvoll gewährte Unterstützung und wünschen Ihnen, Ihren Verwandten, Freunden und Kollegen ein frohes Weihnachtsfest und ein gesegnetes neues Jahr 2015 !

Ihr Institut für Personengeschichte

Aus der Erschließungsarbeit im Institut:

## Von der Hand eines »gottlosen« Künstlers. Das älteste Exlibris der IPG-Bibliothek und sein Besitzer

von Volkhard Huth

Spätestens seit dem 14. Jahrhundert vor Christus, seit Amenophis III., ein altägyptischer Herrscher der 18. Dynastie, Papyri und Fayencen mit seinem Namensiegel bestempeln ließ, ist die Gewohnheit bekannt, daß Bibliotheksbesitzer Stücke ihrer Sammlungen mit Eigentumsvermerken versehen. Im europäischen Mittelalter war es vielerorts üblich, in Handschriften und — seit der Mitte des 15. Jahrhunderts — auch in Druckwerken die Bibliothekszugehörigkeit durch einen entsprechenden Eintrag zu verzeichnen; anhand solcher Pertinenzvermerke lassen sich somit auch die Wanderungen eines Bandes hie und da nachverfolgen. Um unlauteren »Besitzstandswechseln« vorzubeugen, waren jene Einträge oft noch durch einen drastischen Spruch verstärkt worden, der potentielle Diebe verfluchte und für den Entwendungsfall die schlimmsten Strafen auf sie herabwünschte.

Seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert bieten Eigenerzeichen häufiger auch graphischen Bildschmuck, der in Form eines regelmäßig verwandten Signets wiederkehrt und einen symbolischen Hinweis auf Stand und Herkunft des Eigners enthält, meist unter Nutzung seines Wappens. Daraus erwuchs, im Fortschreiten ausgefeilterer künstlerischer Arbeitstechniken, bei Einzelpersonen wie auch Institutionen der Brauch, sich ästhetisch ansprechenden, bald auch inhaltlich aufgeladenen Bildschmuck zu konstruieren, der auf Zettel gedruckt wurde, die man auf die vorderen Innendeckel der Bücher und Schriftstücke klebte. Die Etablierung dieser Sitte fällt noch in die Inkunabelzeit und mit ihrem frühesten Schwerpunkt nach (Süd-) Deutschland. Hier, insbesondere in den bevorzugten Druckorten, wuchs mit der explosionsartigen Verbreitung des Buchdrucks ab 1500 auch die Verwendung der immer liebe- und anspruchsvoller verzierten Einklebezettel.

Diese emblematisch gestalteten Blätter konnten nun, im Holzschnitt- oder Metallstichverfahren, in größerer Stückzahl gleichzeitig hergestellt werden, wofür, zu Zeiten der deutschen Hochrenaissance, ambitionierte Besitzer dann

anerkannte Künstler beauftragten, die sich in den neuen Techniken erprobt hatten und auf den Bedarf der ja meist recht kleinformatig angelegten Klebezettel einzustellen wußten. Die Bildungszirkel der humanistischen Freundschaftskultur machten sich die ursprünglich ganz pragmatisch konzipierten Bucheignerzeichen medial zunutze und erhoben sie so zu wirkungsvollen Vermittlern ihrer Ideale und Programme. So verwundert es nicht, daß die hohe Zeit der »Exlibrisse« allgemein in der Periode von etwa 1500-1650 gesehen wird.

Allerdings gab es damals noch nicht den substantivischen Wortgebrauch, der für die zweite Phase intensiver Hinwendung an dieses Sujet und damit für seine Wertschätzung als Sammlerobjekt steht: ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert entstanden, wohl im Zuge einer Trittbrettfahrt der Bibliophilenbewegung, große Sammlungen von separaten Exlibriszetteln, denen hierbei ein vorwiegend bzw. nurnmehr ästhetisches oder souvenirhaftes Interesse entgegengebracht wurde. Das begünstigte den unseligen, von Buchhändlern bzw. Antiquaren schwunghaft betriebenen Handel mit den Eignerzeichen, die schlicht aus den sie tragenden Bänden entfernt und gesondert verkauft wurden. Wie schon eine oberflächliche Internetrecherche anzeigt, verbinden sich mit dieser Unsitte noch heute beträchtliche Gewinnerwartungen.

Leider wurden und werden die Exlibrisse damit aber ihrem ureigensten Zweck entfremdet, und der Verkauf von Einzelstücken reduziert die Chance, die einstige Zusammensetzung von Bibliotheken und damit die ihrer Zusammenstellung zugrundeliegenden Dispositionen zu rekonstruieren. Insofern hat sich die moderne Exlibris-Forschung verselbständigt und, soweit sie sich überhaupt noch mit einzelnen Exemplaren befaßte, auf ein von kunsthistorischen Fragestellungen dominiertes Terrain verlagert. Neuerdings stellen zeitlich wie räumlich weit aufgefächerte Datenbankangebote Alternativen zu diesem eingeschränkten Forschungsinteresse in Aussicht, so das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützte ›Virtuelle Kupferstichkabinett‹ (dort auch Literatur zur gesamten hier angerissenen Thematik: [www.virtuelles-kupferstichkabinett.de](http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de)) oder die schon auf die Provenienzenforschung zugeschnittene digitale Präsentation der in der Bayerischen Staatsbibliothek in München verwahrten Exlibrissammlung, die rund 40.000 Blätter umfaßt ([www.bsb-muenchen.de/Exlibris.30001.0.html](http://www.bsb-muenchen.de/Exlibris.30001.0.html)). Viele der dort dokumentierten Exlibrisse finden sich auf den Einbanddeckeln der ca. 3.500 Exemplare umschließenden Sammlung alter Drucke des 16. bis 18. Jahrhunderts im Institut für Personengeschichte wieder, vor allem, sofern sie — im weitesten Sinne — bayerischen Ursprungs sind.

Diese digitalen Verzeichnisse bieten willkommene Vergleichsmöglichkeiten, leben in ihrem Datenbestand aber natürlich von der Kundigkeit und Verzeichnungsakribie der besitzenden Personen, oder, wie eben heute zumeist, Institutionen. Denn die aufwendig zusammengetragenen kostbaren, meist an der künstlerischen Qualität orientierten Privatsammlungen wie z. B. diejenige Bruno Kaisers (heute Bestandteil der insgesamt etwa 50.000 Exlibrisse hütenden Staatsbibliothek zu Berlin — Preußischer Kulturbesitz) sind inzwischen längst in das Eigentum großer Bibliotheken und Museen übergegangen: in Deutschland sind dies weiterhin das Gutenbergmuseum in Mainz (ca. 100.000 Exemplare) sowie das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg (ca. 40.000 Exemplare, darunter schätzungsweise 30.000 Blatt allein aus der Sammlung Karl Emichs Grafen zu Leiningen-Westerburg).

Nach wie vor ermangelt es den herkömmlichen Verzeichnissen wie auch den Datenbankkatalogisaten jedoch an hinreichender Sachinformation, wie eigene Überprüfungen wiederholt ergaben: so fehlt mitunter gar ein Nachweis der einzelnen Exlibris-Devisen, die doch von den früheren Eignern bewußt ausgesucht worden waren und, besonders in der Anfangsphase der Gattungsgeschichte, immer wieder in bedeutsame historische Zusammenhänge verweisen. Dies anhand eines Bucheignerzeichens aus unserer Sammlung exemplarisch aufzuzeigen, ist Sinn und Zweck vorliegenden Beitrags.

Die nähere Befassung mit dem Bezugsobjekt offenbart, wie wichtig die Auseinandersetzung mit der Bild-Text-Programmatis im Einzelfall ist — und damit wird auch die Exlibris-Forschung unversehens zu einem effektiven Hilfsmittel der Prosopographie wie der biographischen Forschung. Freilich ist andererseits nicht zu verkennen, daß derlei gezielte Annäherungen an den Überlieferungsbefund bei den angedeuteten Dimensionen der großen Sammlungen systematisch kaum zu leisten sein werden.

Jenseits der noch immer ihrem Ursprungszweck dienenden Exlibrisse im Bestand unserer alten Drucke und Handschriften besitzen wir dank Zustiftungen Baron Schrencks auch eine kleine, sich aus knapp hundert Stücken zusammensetzende Sammlung mit einzelnen Exlibrisen des 16.-18. Jahrhunderts, überwiegend aus ehemaligen Adels- und Klosterbibliotheken.

Das bislang älteste Exemplar unserer Sammlung (Abb. 1) jedoch verweist in einen bürgerlich-patrizischen Horizont: und zwar nach Nürnberg und in die dramatische Frühphase der Reformation in dieser damals bedeutendsten Reichsstadt. Zu deren politischer Elite zählte die schließlich 1726 im Mannesstamm aussterbende Familie Baumgartner (zuweilen in der Literatur auch ›Paumgartner‹ bzw. ›Paum-

gärtner), die sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nach ihren zeitweiligen Landgütern als Baumgartner »auf Lonnerstadt« bzw. »Baumgartner von Holnstein und Grünsberg« zubenannte. Mit ihrem einstigen Schloß Grünsberg unweit Nürnbergs gelangte auch der dort verbliebene Restbestand ihres Familienarchives an das Archiv der Freiherren Stromer von Reichenbach. In dessen Beständen finden sich noch beziehungsreiche Dokumente des Briefwechsels unseres Exlibris-Besitzers Hieronymus Baumgartner d. Ä. (geb. Nürnberg am 9. März 1498, gest. ebd. am 8. Dezember 1565), zu dessen Korrespondenzpartnern exponierte Humanisten und Reformatoren zählten.

Baumgartners erst im 15. Jahrhundert nach Nürnberg eingewanderte Familie zweigte sich aus einer von Augsburg aus im Fernhandel zu Reichtum gelangten Kaufmannsdynastie ab, die in Nürnberg schon seit der ersten Generation den ratsfähigen Geschlechtern angehören sollte. Das Bewußtsein ihres hohen Sozialprestiges ist noch stets an einem monumentalen Gemälde ablesbar, dem 1503 gestifteten, bei Albrecht Dürer in Auftrag gegebenen »Baumgartner-Altar« (heute in der Alten Pinakothek München). Gabriel Baumgartner (1449-1507), der Cousin der Altar-Donatoren Stefan — eines persönlichen Freundes von Albrecht Dürer — und Lukas Baumgartner, schlug indes eine Gelehrtenkarriere an der neu gegründeten Universität Ingolstadt ein, deren Rektorenwürde er schon 1481 innehatte; 1507 holte ihn der Nürnberger Rat als dringend benötigten Rechtskonsultanten in die Heimatstadt zurück. Gabriels Sohn Bernhard, älter als sein Bruder Hieronymus, gelangte deshalb auch früher als dieser in den Rat. Beide zusammen vertraten

dann aber schon die Reichsstadt Nürnberg auf dem für die Geschichte des anbrechenden konfessionellen Zeitalters so bedeutungsschweren Augsburger Reichstag von 1530.

Zu diesem Zeitpunkt stand Hieronymus bereits im frühen vierten Lebensjahrzehnt und übte in Nürnberg mehrere einflußreiche Ratsämter aus. Ausschließlich dazu mag er aber von seinem Vater nicht ausersehen worden sein, der ihn auf einen im humanistischen Umfeld durchaus programmatischen Gelehrtennamen taufen ließ, der sich auf den spätantiken Kirchenvater und Bibelübersetzer, aber eben auch Patron gelehrter Studien und Sozietäten (wie der Universität Freiburg im Breisgau) bezog. Der junge Hieronymus entsprach dieser Bestimmung: schon als Dreizehnjähriger wurde er an der ehemaligen Alma Mater seines Vaters in Ingolstadt Schüler des eigenwilligen Frühhumanisten Jakob Locher (»Philomusus«), 1518 immatrikulierte er sich an der Universität Leipzig, um schon bald darauf nach Wittenberg zu wechseln, an die erst 1502 von Kurfürst Friedrich »dem Weisen« gegründete junge sächsische Landesuniversität. Baumgartner ließ sich von der Aura des soeben dorthin berufenen Melanchthon locken, der ihn nicht nur als Studenten, sondern sogar in seine Tischgemeinschaft aufnahm. Das begründete eine lebenslange Freundschaft, und über Melanchthon lernte Baumgartner auch Martin Luther persönlich kennen, mit dem er seinerseits noch später von Nürnberg aus Briefe tauschte. So bildete sich der junge Baumgartner nicht nur über ein breit angelegtes Studium der Rechtswissenschaft, der Philosophie und Mathematik (wie Melanchthon sollte er ein Leben lang auch eine Vorliebe für die Astronomie bzw. Astrologie hegen), sondern lebte im vertrautesten Umgang mit den Wittenberger Reformatoren, damit aber auch im Spannungsfeld ihres theologischen Wirkens.

Dies alles blieb in Baumgartners Heimatstadt nicht unbeachtet, deren Rat ihn 1521 nach Nürnberg zurückrufen wollte, um ihm die Propstei von St. Sebald zu übertragen — ein Amt, das bis zu diesem Zeitpunkt mit Melchior Pfinzing ein Geistlicher ausgeübt hatte, der sich aber nach Mainz auf seine dortigen Pfründen zurückzuziehen beabsichtigte. Der gerade einmal 23-jährige Hieronymus Baumgartner jedoch schlug das angebotene Amt aus. Seiner Laufbahn schadete das keineswegs: im kritischen Jahr 1525 wurde er, wiewohl noch nicht verheiratet, dann in den Rat seiner Vaterstadt aufgenommen, der er fortan unablässig in hohen Ämtern und heiklen Missionen dienen sollte.

Zwischen der Ablehnung der zuerst angebotenen Position und seiner Aufnahme in den Rat muß Hieronymus Baumgartner eine Heirat im Sinn gehabt haben, die seinen Lebensweg mit dem Martin Luthers jenseits gemeinsamer kirchenreformatorischer Überzeugungen bleibend



Abb. 1

verschränkt: denn er war in eine Liebesbeziehung zu der in der Osternacht 1523 mit elf anderen Nonnen aus einem Zisterzienserinnenkloster entwichenen Katharina von Bora (1499-1552) geraten, um deren Verkuppelung sich Luther unverblümt bemühte: auch gegenüber einem weiteren »Interessenten«, mit dem er Baumgartner sogar unter Druck zu setzen versuchte. Katharina scheint, Luther zufolge, Hieronymus Baumgartner aufrichtig geliebt zu haben, doch scheiterte das Heiratsbündnis — ganz offensichtlich am Widerstand von Baumgartners Familie: Katharina war zwar einer sächsischen Landadelsfamilie entsprossen, aber eben eine entlaufene Nonne, und das schien für den noch überkommenen Glaubens- und Moralvorstellungen verhafteten Gabriel Baumgartner wohl untragbar. So nahm Luther selbst, nur wenige Wochen nach der Niederschlagung des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, Katharina von Bora am 13. Juni 1525 selbst zur Frau, und Hieronymus Baumgartner ehelichte ein gutes halbes Jahr später mit Sibylla die Tochter des Münchener Patriziers Bernhard Dichtel (Dichtl, Ticht[e]l), Pflegers zu Starnberg und Herren der Hofmark Tutzing, eines frühen bayerischen Anhängers der Reformation (gest. 1532), der sein religiöses Bekenntnis mit einer öffentlichen Brandmarkung bitter zu entgelten hatte. Diese Eheverbindungen waren am Ende weder Luthers noch Baumgartners Schaden. Hieronymus Baumgartner blieb konnubial im angestammten Sozialmilieu; aus der Ehe mit Sibylla erwachsen mindestens sieben Kinder, darunter jedoch nur ein Sohn, der den gleichen Vornamen erhielt wie sein Vater und auch die ausgeprägte Gelehrtentradition seines Familienzweiges fortschrieb. Hieronymus Baumgartner dem Älteren wie dem Jüngeren verdanken sich noch heute hunderte in Nürnberg (vor allem in der Stadtbibliothek) verwahrte Bücher, von denen nicht wenige noch das hier vorzustellende väterliche Exlibris tragen.

Es kehrt in manchen — heute rund um den ganzen Erdball verstreuten — Bänden wieder und gleicht mehrheitlich nach Erscheinungsbild und Form exakt demjenigen unserer Institutsbibliothek (Abb. 1): es mißt 5,3 – 5,4 cm in der Breite und ist 7,1 – 7,2 cm hoch. Eingefaßt von einem Doppellinienrahmen zeigt es in einem Kupferstich auf dunkel schraffiertem Hintergrund das Stammwappen der Baumgartner: im geteilten Schild oben einen Sittich, unten eine Lilie. Das Motiv des auf der Lilie sitzenden Sittichs wird in der Helmzier (unbekrönter Stechhelm, asymmetrisch umflort von Akanthusblättern) wiederholt. In drei der vier Bildecken werden mit Stundenglas, Uhr und Totenkopf Memento-Mori-Motive abgerufen. In der vom Betrachter aus gesehen rechten (heraldisch: linken) unteren Bildecke jedoch erscheint ein Beischild mit drei sechsstrahligen Sternen auf einem Schrägbalken, das sich, entgegen früherer

Fehlzuschreibungen, einwandfrei als das Wappen der Familie Dichtel identifizieren läßt.

Damit ist ein wichtiger Anhalt für die Datierung des Exlibris gewonnen, das erst nach der am 23. Januar 1526 erfolgten Eheschließung von Hieronymus Baumgartner und der Sibylla Dichtel entstanden sein kann. Dennoch läßt sich das in der Forschung bisher zurückhaltend angesetzte Entstehungsdatum für das Exlibris (»um 1530«) noch etwas präzisieren — und damit historisch konkretisieren: denn der Stich ist ein Werk des aus Nürnberg gebürtigen, später am bayerischen Herzogshof reüssierenden Malers »Barthel (Bartholomaeus) Beham, 1502 – 1540, den die kunsthistorische Forschung bis zur jüngsten Monographie als »Maler aus dem Dürerkreis« apostrophiert (Kurt Löcher, Barthel Beham, Berlin – München 1999) oder, der von ihm und seinem etwas bekannteren Bruder Sebald favorisierten Formate halber, in der älteren Literatur gerne den deshalb so genannten »Kleinmeistern« zugeschlagen wurde, obwohl er eben gerade in seiner späteren Schaffensphase als Porträtist einer ganzen Reihe wittelsbachischer Fürsten der bayerischen wie auch der pfälzischen Linie manche Probe seines eigentümlichen Könnens abgelegt hat; sein früher Tod auf einer Italienreise, die seiner weiteren malerischen Entwicklung dienen sollte, hat die Schaffung eines breiteren Œuvres verhindert.

Wichtig aber zur Einschätzung seines Baumgartner-Exlibris: Im Januar 1525 waren Barthel, sein Bruder Sebald Beham sowie Albrecht Dürers Geselle Georg Pencz wegen heterodoxer Glaubensanschauungen angeklagt, ins Gefängnis geworfen und nach einem Ratsprozeß, dessen Verhörprotokolle erhalten sind, als »gottlose Maler« aus der Stadt verbannt worden: ebenso wie der kurz zuvor aus gleichen Gründen gemäßregelte Spiritualist Hans Denck (1495 – 1527), erst seit 1523 Rektor der Sebaldsschule in Nürnberg, der den drei Malern womöglich ein religiöses Vorbild war. Doch müssen die Künstler auch nach ihrer Verbannung, einer ohnehin vergleichsweise milden Strafe, noch Fürsprecher in der Reichsstadt gehabt haben. Ob Dürer zu ihnen gerechnet werden darf, ist in der Forschung umstritten, ganz sicher verwandte sich aber Melchior Pfinzing, den Hieronymus Baumgartner um ein Haar schon rund zwei Jahre zuvor als Propst von St. Sebald beerbt hätte, für die Geschaften. Das führte zu dem auffallenden Ergebnis, daß den drei Verbannten noch im November 1525 durch den Rat die Rückkehr ermöglicht wurde. Sebald Beham nutzte dies sogleich, geriet aber erneut mit dem Rat in Konflikt und kehrte daraufhin seiner Heimatstadt endgültig den Rücken; seit 1535 hielt er sich dauerhaft in Frankfurt am Main auf. Sein jüngerer Bruder Barthel ist seinerseits 1526 noch einmal kurz nach Nürnberg gereist, aber wohl nur, um dort

Werkstatt und Hausstand aufzulösen. 1527 ließ er sich endgültig in München nieder.

Das wiederum begründet doch, in Verbindung mit Hieronymus Baumgartners Eheschließung 1526, die Vermutung, daß er sein Exlibris von Barthel Beham noch 1526 herstellen ließ. Die Wahl des Künstlers überrascht auf den ersten Blick, nicht nur wegen der rebellischen Glaubenshaltung des Künstlers, der im Verhör keck erklärt hatte, er »halt nichts von Cristo« oder der Taufe, könne auch nicht glauben, »das in der gestalt weins und prots der leichnam und pluet Cristi da sey«. Auch die Nähe von Baumgartners Familie zum Malerfürsten Albrecht Dürer läßt die Beauftragung Barthel Behams nicht gerade als zwingend erscheinen: zumal Dürer immer wieder Exlibrisse für Nürnberger Patrizier und Humanistenfreunde gezeichnet hat, so insbesondere schon vor 1504 ein erstes Eigenerzeichen für Willibald Pirckheimer (1470 – 1530), das eben nicht nur auf diesen, sondern auch auf seine Gattin Crescentia, geborene Rieter, Bezug nimmt und über seine Beschriftung interessante Verbindungen zum Exlibris Hieronymus Baumgartners d. Ä. andeutet (s. unten). Auch ist daran zu erinnern, daß Dürer den noch jungen Hieronymus Baumgartner etwa zur fraglichen Zeit wohl porträtiert, das heißt ihn als reales Modell für die Zeichnung eines Apostelkopfes genommen hat (Abb. 2), die dann ihrerseits als Vorlage für den Evangelisten Markus auf dem programmatischen Diptychon der vier Apostel genommen wurde (Abb. 3b): Dürers letztem großen malerischen Werk, 1526 geschaffen für den Rat der Stadt Nürnberg!

Des Rätsels Lösung dürfte sich abzeichnen, wenn man beachtet, daß Barthel Beham auch für Melchior Pfinzing ein Exlibris — und damit das älteste in einer ganzen Reihe

von Bucheignerzeichen der Pfinzing — geschaffen hat. Auch hierzu bediente sich Beham des Kupferstichs; Melchior Pfinzings und Hieronymus Baumgartners Exlibrisse gehören überhaupt zu den frühesten Gattungsexemplaren dieser noch jungen Technik, die Barthel Beham virtuos beherrschte und die ihm damals auch über ihr Kleinformat entgegenkam. Melchior Pfinzing hatte am Hof Kaiser Maximilians I. in engen Beziehungen zum Herrscher gestanden und in dessen Auftrag auch maßgeblich an der Entstehung des ›Theuerdank‹-Epos mitgewirkt, einem Markstein in der Geschichte des frühen Buchdrucks, 1517 in Nürnberg in einer eigens dafür entwickelten Drucktype gedruckt und mit schönen Holzschnitten ausgestattet. Diese Arbeit hatte Pfinzing in engen Kontakt mit den Schöpfern dieser Holzschnitte, damit aber auch mit deren Wirkungsumfeld gebracht, in dem eben auch an der Verfeinerung der Kupferstichtechnik gearbeitet wurde.

Zum andern eröffnet Pfinzing über seine humanistische Bildung wie seine religiöse Aufgeschlossenheit ein Schnittfeld zu den Überzeugungen und Gepflogenheiten, die im Freundeskreis Willibald Pirckheimers leitend waren. Diese humanistisch-glaubenstolerante Haltung, die, bei aller grundsätzlichen Befürwortung des Reformationsimpulses, ein Festhalten an der alten Konfession erlaubte und sich von den Reformationsexzessen (insbesondere der Aufhebung der Klöster und den Ausschreitungen der Bilderstürmerei) abgestoßen fühlte, muß Hieronymus Baumgartner, insbesondere auch seinem Vater, nicht fremd gewesen sein — bei aller Entschiedenheit von Hieronymus Baumgartners Eintreten zugunsten der Reformation, der er in der Schlüsselfunktion des ›Kirchpflegers‹ in seiner Heimatstadt die Bahn bereitete. Hierzu ist auch



Abb. 2



Abb. 3a

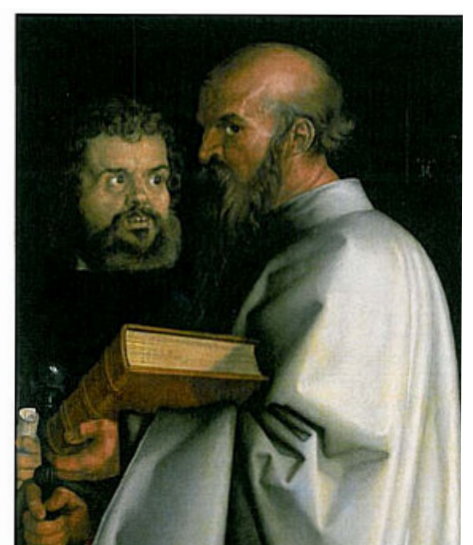


Abb. 3b

zu rechnen, daß er 1526 mit Rat und Hilfe seines Freundes Melanchthon, dessen humanistische Neigungen ihn schon einmal 1518 zu einem Besuch Willibald Pirckheimers in Nürnberg veranlaßt hatten, in dem seit 1525 leerstehenden Kloster am Egidienberg eine ›Hohe Schule‹ einrichtete, die sich von Melanchthon ihre Statuten geben ließ. Erster Rektor wurde der Humanist Joachim Cameraarius (d. Ä., 1500 – 1574), ein gemeinsamer Freund Melanchthons und Baumgartners, der später auch die erste Biographie Hieronymus Baumgartners schrieb.

Die Verwurzelung in humanistischem Geist muß für Hieronymus Baumgartner bei der Konzipierung seines Exlibris mindestens ebenso bedeutsam gewesen sein wie seine protestantisch gestimmte Religiosität. Das wird aber erst dann deutlich, wenn man die ursprüngliche Version des Exlibris ins Auge faßt, von dem nämlich zwei Ausgaben bekannt sind: die jüngere und häufigere ohne und eine ältere, seltener mit Bordüre, die dann, umrahmt von den zwei inneren und zwei äußeren Doppellinien, an drei Bildkanten kurze Devisen in den drei ›heiligen‹ Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein enthält, zuunterst des Bildes aber die Aufschrift trägt:

*HIERONYMVS BAVMGARTNER SSQ*

In den meisten Beschreibungen unseres Exlibris, das seit den klassischen Standardwerken zur Gattungsgeschichte von Friedrich Warnecke, des Grafen Leiningen-Westerburg oder Walters von Zur Westen immer wieder an exponierter Stelle, im letztgenannten Fall sogar als Frontispiz eines Überblickswerkes reproduziert worden ist, fehlt leider die Abbildung des Schriftbandes, manchmal selbst der Hinweis darauf. Zu erklären ist das vorderhand damit, daß zwar eine Originaldruckplatte erhalten geblieben ist, aber eben ohne die Schriftbordüre. Sie ging in die Sammlung des Heraldikers Friedrich Warnecke (1837 – 1894) ein und wurde um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert neuerlich als Vorlage für Abzüge (in mir unbekannter Zahl) wieder eingesetzt; heute befindet sie sich mit einem Teil der Sammlung Warnecke im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg.

Weshalb die Bordüre nachträglich von der Druckplatte, sehe ich denn recht, abgetragen wurde, ist aus dem Stand nicht zu beantworten, mag aber mit der Neugestaltung des Baumgartner-Exlibris im Auftrag Hieronymus d. J. (1538 – 1602) in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu erklären sein. Das ist hier nicht weiter auszuführen; vgl. dazu die Bestandsaufnahmen und Analysen zu den Bi-

bliotheken Hieronymus Baumgartners — Vater und Sohn — in der sehr gründlichen Studie von Renate Jürgensen, *Biblioteca Norica. Patrizier und Gelehrtenbibliotheken in Nürnberg zwischen Mittelalter und Aufklärung*, Bd. 1, Wiesbaden 2002.

Doch erst die Deutung der Aufschriften in der ursprünglichen Fassung (s. die Montage Abb. 4) schließt die hier entwickelten Argumentationslinien zusammen. Zum einen gilt dies für das dem Eigner nachgestellte Kürzel mit drei Buchstaben, das wohl als *S[IBI] S[UIS]Q[UE]* aufzulösen ist. »Sich und den Seinen« also wollte Hieronymus Baumgartner d. Ä. seine Bibliotheksschätze reserviert sehen — das ist eine nicht zu übersehende Anspielung auf die verwandte Devise *SIBI ET AMICIS* auf dem ältesten von Dürer für Willibald Pirckheimer gestalteten Exlibris und ein klares Bekenntnis zur humanistischen Freundschaftskultur, setzt unser Exlibris aber auch von den meist rein personenbezogen-exklusiven Exlibris-Devisen späterer Zeitstellung ab. Zum andern sind Baumgartner und Beham genauso verfahren wie etwa Pirckheimer und Dürer, indem sie einen homonymen Sinnspruch in den drei alten Sprachen wiedergaben, die den Humanisten der Hochrenaissance am Herzen lagen. Daß Baumgartner nicht nur, wie zu erwarten, exzellent lateinisch sprach, sondern zumindest auch das Griechische gut beherrschte, wird durch das berufene Urteil Melanchthons bestätigt. Während bei Pirckheimers Exlibris der Spruch »die Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang« durchgespielt wird, ist



Abb. 4

es bei Baumgartners Exlibris, in Analogie zu den Vergänglichkeitssymbolen in drei der vier Bildecken, eine Devise, die sich sowohl aus einem antik-heidnischen Epos ziehen als auch aus der Bibel abstützen ließ: hier mit dem kurzen hebräischen Zitat aus dem Buch Kohelet (Prediger Salomo/Ekklesiastes) 3, 1, wonach alles seine Zeit hat, und der Vers *stat sua cuiq[ue] dies, breve & irreparabile tempus* aus Vergil ›Aeneis‹ (X, 467) war damals jedem Gebildeten verständlich (»Jedem ist sein Tag bestimmt, kurz und unwiederbringlich ist allen die Lebenszeit«). Der griechische Spruch besagt sinngemäß, daß Leben und Tod in Gottes Hand liegen, was kein direktes Bibelzitat darstellt, aber eine seit dem frühen Mittelalter geläufige, in Testamenten wie in Sepulkralpredigten gebrauchte Formel. Die dreisprachige Inschrift stellt, wenn ich weiterhin richtig liege, einen Bezug zum fast gleichzeitig in der Dürer-Werkstatt entstandenen Exlibris des Nürnberger Patriziers Hector Pömer her (»dem Reinen ist alles rein«) und könnte nicht nur eine Modeerscheinung indizieren, sondern auch einen gelehrten religiösen Diskurs (Exegese von Römerbrief 14?). Die Vergänglichkeitsthematik wiederum wird evoziert auf dem gleichfalls in der Dürer-Werkstatt gefertigten Exlibris des Nürnberger Ratsherrn Lazarus Spengler, mit dem Baumgartner bei der Durchsetzung der Reformation in der Reichsstadt wohl am engsten zusammenwirkte.

So legt das älteste Exlibris unserer Institutsbibliothek alles in allem erstaunlich vielfältige Bezüge offen, die im einzelnen zu verfolgen hier leider nicht mehr der Ort sein kann. Immerhin mag beispielhaft klar geworden sein, daß Exlibrisse nicht nur das ihnen traditionell entgegenbrachte Liebhaberinteresse verdienen, sondern hohen historischen Zeugniswert besitzen können.



Abb. 5 Joachim Deschler, Medaille auf Hieronymus Baumgartner, 1553.

## Buchbesprechung

Claudia Valter: **Kunstwerke im Kleinformat. Deutsche Exlibris vom Ende des 15. bis 18. Jahrhunderts.** Der Band erscheint zur Ausstellung »Kunstwerke im Kleinformat« 27. Februar 2014 bis 25. Januar 2015 im Germanischen Nationalmuseum. Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums 2014, 95 S., 75 Abb., geb., ISBN 978-3-936688-83-2. (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum, Band 15). von Lupold von Lehsten

Das Thema Exlibris fasziniert jeden Bücherliebhaber. Weniges gibt vom Leben so vielschichtig und weitreichend Einblick in Denken, Wünschen und Meinen einer Person als ihr Exlibris – wenn sie sich eines zugelegt hat. Man muß es nur zu deuten wissen. Aber auch auf den ersten Blick bieten Exlibrisse für den kulturgeschichtlich Interessierten zahllose Konnotationen.

Claudia Valter, Wiss. Mitarbeiterin am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, hat bereits im Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 2012, S. 121-131 über Exlibrisse als bibliophile Sammlerstücke berichtet und dann in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 100, 2013, S. 227-256 die künstlerisch besonders wertvollen Exlibrisse der Familie Pfinzing zu Henfenfeld vorgestellt. Nun hat sie aus den Beständen des Museums eine kleine, den Sammlungsbeständen entsprechende, feine Ausstellung über Exlibrisse zusammengestellt und eine Einführung in das Thema mit Exponaten der Ausstellung seinen Mitgliedern und Förderern als Jahresgabe präsentiert. Die Sammlung des Nationalmuseums hat ihren Grundstock in der Zustiftung des Grafen Karl Emich zu Leiningen-Westerburg (1856-1906). Schon dessen Interessen nahmen bei der Heraldik ihren Ausgangspunkt.

Die ersten beiden Jahrhunderte der Exlibrisgestaltung (16. u. 17. Jahrhundert) sind maßgeblich durch die Heraldik geprägt. Dies zeigen auch die Schwerpunkte der Ausstellung in Nürnberg. Neben das Wappen treten Portraits und im 18. Jahrhundert beispielsweise Bibliotheksräume oder Szenen in Landschaften. Schon sehr früh begleiten emblematische Darstellungen und Bezüge die Wappen. Leider hat sich schon im Hinblick auf das am Anfang be-

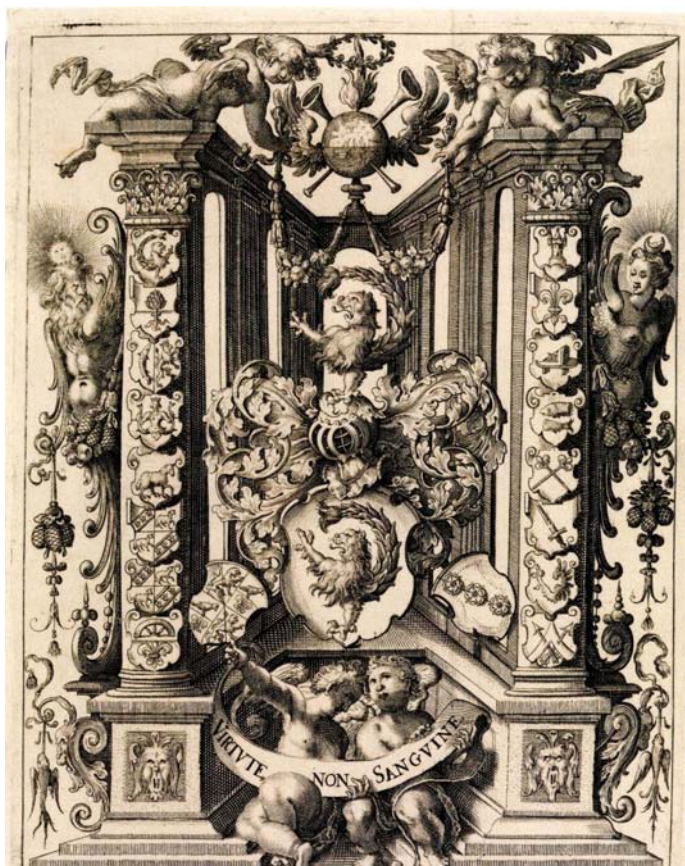


Abb. 6: Heinrich Ullrich, 1576-nach 1621: Exlibris des Hans VII. Imhoff, Nürnberg um 1600.

handelte Exlibris des Lazarus Spengler, geschaffen von Hans Springinklee 1525, ein Irrtum eingeschlichen. Das Motto »Ultimus ad morte[m] post omnia fata recvrsvs« (Der letzte Heimgang nach allen Schicksalsschlägen ist der Tod) geht nicht auf ein »spanisches Erbauungsbuch über die vier letzten Dinge«, 1495 unter dem Titel »Cordiale quattuor novissimorum« zurück, sondern wohl auf die »Alexandreis« des Walter von Châtillon. Die Gruppe um Pirckheimer, Baumgartner, Spengler und weitere Humanisten und Patrizier im Nürnberg des frühen 16. Jahrhunderts bietet eine Initialzündung der Exlibris-Gestaltung, über die auch in diesen Mitteilungen Volkhard Huth ausführlich berichtet.

Auf dem Exlibris von Hans VII. Imhof (Abb. 5), gestaltet ca. 1600 von Heinrich Ulrich, werden nicht nur deutlich kleiner als der Imhoffsche Seelöwe die Wappen seiner beiden Ehefrauen Anna Maria Baumgartner und Anna Maria Schmidmaier gebacht, sondern auf zwei Säulen eines Portikus links und recht je acht Wappen. Die Verfn. kommentiert hier: »Ähnlich einer Ahnentafel wird auf diese Weise der Stolz auf das eigene Geschlecht und seine engen familiären Verbindungen zum Nürnberger

Patriziat demonstriert.« (S. 36-37). Bereits das doppelt erscheinende Löffelholz-Wappen hätte einen Hinweis gegeben. Selbstverständlich handelt es sich um die Wappen der 16 Ururgroßeltern des Probanden. In der vierten Ahnengeneration ist seine Imhoff-Ahnfrau aus der Familie Lemmel (mit dem Lamm im Wappen) und sowohl die Pirckheimer-Ururgroßmutter wie die Muffel-Ururgroßmutter sind aus der Familie Löffelholz, die vierte Ururgroßmutter auf der väterlichen Seite ist die Pirckheimer-Großmutter Katharina Rieter, geb. Volckamer. Die Mutter des Hans Imhoff war Anna Harsdörfer, deren zwei Urgroßmütter väterlicherseits ebenfalls zum Nürnberger Patriziat gehören: Catharina Harsdörfer, geb. Schuler, und Barbara Holzschuher, geb. Kreß. Imhoffs Großmutter mütterlicherseits war Ermentraud Welser. Ihr Vater Jacob Welser, 1468-1541, heiratete 1493 nach Nürnberg und machte sich hier – nichts desto weniger in engem Austausch mit seinen Brüdern und Vettern in Augsburg – selbständig. Seine Handelstätigkeit war ungewöhnlich erfolgreich. Wichtiger Ausgangspunkt war das Kapital seines Schwiegervaters. Er hatte Ermentraud Thumer, die Tochter von Hans Thumer und Ermentraud Meichsner geheiratet. Hans Thumer war mit den Brüdern Heinrich und Peter Meichsner und Georg Schlaudersbach von Pettau in der Steiermark nach Nürnberg gekommen und hatte u.a. in Bergwerken investiert und ein Vermögen von 100.000 fl. hinterlassen. Das verbleibende Welser-Ahnenwappen gehört der Stammutter der Welser: Ursula Lauinger, Tochter des Augsburger Patriziers Johann Lauinger und der Ursula Langenmantel vom Sparrn. In starkem Kontrast zur Ahnentafel läßt Hans Imhoff als Devise unter sein Wappen, den bekannten Seelöwen, schreiben: »VIRTUTE NON SANGVINE«.

Die generationenübergreifende Verwendung von Exlibrisen ist durchaus üblich gewesen, wie die Verfn. an einigen Beispielen vorführt, insbesondere an der Familie Heugel. Ein Wappen-Exlibris mit einer auszufüllenden Kartusche konnte am einfachsten über die Generationen wie die Büchersammlungen selbst weitergegeben werden. Nicht ohne Grund sind die Verfasser der bekannten Nürnberger Wappenbücher des 16./17. Jahrhunderts auch vielfach die Künstler der Exlibrisse: Virgil Solis (Wappenbüchlein, 1555), Jost Amman (Stam und Wapenbuch, 1579) und Hans Sibmacher (erste Ausgabe 1596). Das Wappenbuch von Jost Amman wurde als durchschossenes Exemplar auch gerne als Stammbuch verwendet

(das Antiquariat Tresor am Römer in Frankfurt am Main, [www.tresor-am-roemer.de](http://www.tresor-am-roemer.de), bietet ein solches Jost-Amman-Wappen-Stammbuch von Balduin von dem Knesebeck an, das dieser 1580 bis 1598 meist in Wittenberg benutzt hat). In Ammans »Wapenbuch« sind die Wappen der Imhoff, der Kress, der Feyerabend, Hagelshaimer usw. vorhanden.

Auch der »Emblematum liber« des Andreas Alciatus, August 1531, wurde in gleicher Weise als Stammbuch benutzt, wie Claudia Valter an Beispielen ausführt. Der Buchdrucker und –händler Friedrich Roth-Scholtz, der 1730 einen Thesaurus symbolorum über Buchdruckersignets herausbrachte, druckte sein Exlibris direkt auf eine Titelseite. Die Bedeutung der Emblematis kann entsprechend für die Exlibris-Forschung kaum hoch genug eingeschätzt werden. Der Katalog stellt demgemäß einzelnen Abschnitte für die Entwicklung des Exlibris bis zum Ende des 18. Jahrhunderts dar: Das Wappen-Exlibris wurde durch das Portrait-Exlibris ergänzt. Im 17. und 18. Jahrhundert traten Exlibrisse mit Bezügen auf die Profession der Buchbesitzer hinzu (Ärzte, Juristen, Theologen). Als eine Art Höhepunkt eröffnen sich in exquisiten Exlibrisse barocke Bibliotheksräume, speziell bei Zacharias von Uffenbach. Zu diesem berichtet die Verfn., seine große, bedeutende Büchersammlung sei nach seinem Tod verkauft und aufgeteilt worden. Uffenbach hatte schon vor seinem Tod einen zweibändigen Katalog angefertigt, um den Wert noch zu Lebzeiten zu erlösen, was nicht gelang. Ein großer Teil der Handschriften und eine nennenswerte Anzahl von Büchern befindet sich heute in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg. Ein Hinweis darauf, daß die Gfl. Solmssche Bibliothek in Laubach ebenfalls einige Bestände bewahrt, darunter auch Werke aus der Sammlung von Johann Jakob Schütz, kann dies ergänzen.

Der hohe Mannheimer Militär und Minister Leopold Freiherr von Hohenhausen klebte sein barockes Wappen-Exlibris in die Ausgabe des Werkes »Die merkwürdigen Lebensumstände und unglückliche Enthauptung Johann Ullrichs von Schaffgotsch« (Frankfurt am Main 1757). Im Kommentar zu diesem Exponat in situ schreibt die Verfn. mißverständlich, Schaffgotsch sei wegen Hochverrats hingerichtet worden. Das trifft natürlich nicht zu. Vielmehr wurde Schaffgotsch hingerichtet, weil er auch unter der Tortur Protestant blieb und der Kaiser sein umfangreiches Vermögen einziehen konnte. Auch

die Beschreibung des Visitenkarten-Exlibris des François Baron de Bossi ist etwas irreführend: »... das mit »François Baron de Bossi« beschriebene Blatt des bayerischen Grenadierregiment-Hauptmanns Graf Preysing.« (S. 56) – der Baron Bossi war nach dem Blatt selbst »Capitaine des Grenadiers de Regiment du General Comte de Preysing«. Im letzten Abschnitt der Ausstellung werden ungewöhnliche Beispiele von Emblemata gezeigt: der Bienenkorb, die Hand Gottes (mit Buch), der Hund, die Gesetzestafeln, die Sonnenuhr, ein Theater der Weisheit und immer wieder das Vanitas-Motiv. Jüngste Exemplare weisen sogar Blicke in den Garten und imaginäre Landschaften auf. Diese Andeutungen belegen erneut, wie weitreichend die Motiv-Forschung zu Exlibrisen als Kultur- und Geistesgeschichte erscheint, zuerst und vorzüglich verbunden mit der Personengeschichte. Dafür bietet der sauber gestaltete Katalog viele Beispiele. Ein fehlendes Personen- und Sachregister kann im IPG bestellt werden ([institut@personengeschichte.de](mailto:institut@personengeschichte.de)).



Abb. 7: Johann Esaias Nilson, 1721-1788: Exlibris für Johannes Reis, 1688-1763, Chirurg, Augsburg bei Johann Jacob Lotter, 1756.

Vortrag anlässlich der Eröffnung des Dokumentationszentrums „Russensbau“ - Schloß Heiligenberg oberhalb Jugenheim, 11. September 2014, 16 Uhr

## Der Heiligenberg und Europa

von Volkhard Huth

*(red.) Am 11. September 2014 wurde mit einer offiziellen Eröffnungsfeier der renovierte „Russensbau“ neben Schloß Heiligenberg mit einer Dauerausstellung zur Geschichte des Ortes neu eröffnet. Casimir Bumiller hat die Ausstellung gestaltet, und über drei Jahre hat Lupold v. Lehsten vom IPG als Mitglied des Beirats der Stiftung Heiligenberg die Entwicklungsarbeit geprägt. Der Stiftung Heiligenberg ist damit ein wichtiger Schritt auf dem Weg gelungen, Geschichte und Kultur des Heiligenberges lebendig zu machen. Zu Beginn seines Vortrags zur Festveranstaltungen betonte Volkhard Huth, daß der geschichtsträchtige Termin des 11. September sicher nicht wegen der mit ihm verbundenen Katastrophen, wohl aber durchaus passend zum Kernanliegen seiner Ausführungen zum Thema „Der Heiligenberg und Europa“ gewählt wurde (Abb. 8).*

Bei diesem Titel mag sich mancher, der mit der jüngeren Geschichte dieses Berges, des auf ihm errichteten Schlosses und seiner Bewohner nicht näher vertraut ist, zunächst einmal die Augen reiben. Doch der Reihe nach. Auf den Tag genau vor dreizehn Jahren schlug ein furchtbares Ereignis weltweit ins Bewußtsein breiter Bevölkerungskreise ein, das die unmittelbaren Opfer als grausame Terrortat, die Sympathisanten der Täter als Akt asymmetrischer Kriegsführung ansahen. Die Wirkung des Geschehens wurde, von den Tätern so auch durchaus beabsichtigt, ja: erhofft, durch eine atemlose, weltumspannende mediale Inszenierung verstärkt. *Nine eleven* ist für die kollektive Psyche, nicht nur in den USA, zu einer Chiffre des jähen Schocks und der permanenten Bedrohung geworden. Sie zeigt die Verwundbarkeit, die chronische Gefährdung auch der militärisch hochgerüsteten Macht auf wie die latente Bedrohung der vermeintlich sicheren gesellschaftlichen Lebensgrundlagen in unserer sogenannten westlichen Zivilisation mit ihrem wirtschaftlichen Wohlstand und ihren sozialpolitischen Errungenschaften.

Die Geschehnisse des 11. September 2001 haben die dominante Supermacht dieses Erdballs chronisch verunsichert, und diese Verunsicherung ist bis in die letzten Tage hinein zu verspüren.

Doch jährt sich heute auch noch ein anderes furchtbares Ereignis, das nur den wenigsten im Saale noch aus eigenem Erleben in Erinnerung steht und auch keinen weltweiten Schock ausgelöst hat, obwohl es mehr als dreimal so viel Menschenleben forderte als *nine eleven*: mehr als 11.500 Menschen, darunter zu einem Fünftel Kinder unter 16 Jahren, fielen den rund 300.000 Spreng- und Brandbomben zum Opfer, die in der Nacht vom 11. auf den 12. September 1944 das alte Darmstadt auslöschten und mehr als die Hälfte seiner Einwohner obdachlos werden ließ – von den seelischen Folgewirkungen ganz zu schweigen.

Beide Katastrophen waren keine Naturereignisse und verweisen in je eigener Art auf die Folgen einer Politik, die sich dem Haß und unbändiger Machtgier verschreibt. Wo Aggressivität oder auch nur Gewaltreflexe als legitimes Mittel der Politik betrachtet oder auch billigend in Kauf genommen werden, beschwört das, früher oder später, Katastrophen herauf.

Jedoch reicht es nicht, sich als Bürger eines libertären Staates, in Frieden und Sicherheit relativ ungezwungen und saturiert lebend, moralistisch in die Brust zu werfen, sich von Gewalt wie insbesondere der eigenen brutalen Vergangenheit zu distanzieren und ein plakatives „Nie wieder“ auszurufen: als unbestimmte, wohlfeile Forderung, für deren Einhaltung man als Einzelner ohnehin nicht glaubt verantwortlich gemacht werden zu dürfen. Der Historiker wie überhaupt jeder geschichtsbewußte Mensch wird sein Augenmerk stattdessen auf die Bedingungen und Möglichkeiten richten, die der Verhinderung wie auch Einhegung von potentiell gefährlichen Konflikten dienen. Darüber gibt uns die Geschichte – wer auch sonst! – reichlich Aufschluß, und auf diesem Wege kann mit dem Thema „Der Heiligenberg und Europa“ eine beispielhafte Punktlandung hingelegt werden.

Die Geschehnisse einer Familie bzw. ihrer einzelnen Mitglieder, die hier oben auf dem Heiligenberg lebten, aufwuchsen und ihn immer wieder als gemeinsamen Bezugspunkt aufsuchten, verweisen in alle Himmelsrichtungen Europas und verdeutlichen zugleich, welchen Grundlagen das alte Europa zwischen Wiener Kongreß und Ausbruch des Ersten Weltkrieges, also ein Jahrhundert lang, verpflichtet und welchen Herausforderungen

wie Konfliktszenarien es ausgesetzt war. Vor allem erfahren wir, jenseits von allen wechselnden Bündniskonstellationen, des Erhitzens alter wie neuer Konfliktherde etwas über die grundlegenden Voraussetzungen und Rettungsversuche einer Großraumordnung, die ungeachtet aller revolutionären Bestrebungen und blutigen militärischen Auseinandersetzungen immer wieder Frieden und Ausgleich über alles stellte – ein, wie man es damals schon nannte, „Mächtekoncert“, das freilich, und hierüber muß man sich auch klar werden, mehr als einmal auf Kosten des Unabhängigkeits- und Freiheitswillens einzelner Völker ging, die es ihrerseits nach Bildung eines eigenen, einheitlichen und souveränen Staates verlangte. Alexander Prinz von Battenberg (1857-1893), seit 1862 hier zusammen mit seinen Brüdern vom Pfarrvikar Heinrich Hager erzogen, hat das als von der Nationalversammlung in Sofia 1879 frei gewählter Fürst von Bulgarien selbst bitter erfahren müssen.

Gleichwohl haben insbesondere er und sein Bruder Ludwig (1854-1921), der als 14-jähriger Kadett in den Dienst der britischen Marine getreten war, fast über ihr gesamtes Erwachsenenleben hinweg ihre vielfältigen, weitreichenden familiären Verbindungen zu nutzen versucht, um Verständigungsmöglichkeiten über trennende nationale Grenzen und Interessen hinweg auszuloten, Ludwig noch am Vorabend des Ersten Weltkrieges zwischen England, Frankreich und Deutschland. Das wurde oft mißtrauisch beäugt, die Internationalität und Weltläufigkeit trug der am Heiligenberg beheimateten Familie und ihren Verwandten häufig üble, denunziatorische Verdächtigungen ein; über ihren Mitgliedern schwebte leicht der Verdacht der Illoyalität, gar des Verrats. So konnte etwa ein harmloses Treffen der beiden Brüder Alexander und Ludwig Battenberg 1878 in Konstantinopel, wie man das heutige Istanbul damals noch allgemein bezeichnete, sich zu einer Staatsaffäre auswachsen: denn Rußland, in dessen Diensten Alexander von Battenberg seinerzeit noch stand, befand sich mit der Türkei im Kriege, und seinen Bruder Ludwig, der als englischer Offizier die Ankerung seines Schiffes im Bosphorus lediglich zum Landgang nutzte, um endlich wieder einmal Bruder „Sandro“ zu sehen, hätte das nach der dadurch ausgelösten Pressekampagne um ein Haar die

Marinelaufbahn gekostet. Damit werfen wir auch einen jähren Blick auf die Kehrseite repräsentativer, einflußreicher Stellung, die solchen Sprößlingen fürstlichen Geschlechts im 19. Jahrhundert zuwachsen, sie fordern und eben auch überfordern konnte, selbst wenn sie keine thronfolgeberechtigten Glieder eines Herrscherhauses waren. Indessen waren Alexander oder Ludwig Battenberg mit tiefen Enttäuschungen und auch Demütigungen, die beiden aus Gründen der Staatsraison wiederholt zugefügt wurden, noch vergleichsweise gut bedient, denkt man an ihre enge Verwandte Elisabeth Prinzessin von Hessen und bei Rhein, verheiratete Jelisaweta Fjodorowna, Großfürstin von Rußland, deren Mann 1905 in St. Petersburg einem Bombenattentat zum Opfer gefallen war und die dann in Moskau ein Kloster gegründet hatte, das sich der Krankenpflege und Armensorge widmete. Nach dem Sturz des Zaren 1917 wurde sie verhaftet, mit der Romanow-Familie von den Bolschewiki in den Ural verschleppt und dort ermordet. Ihre aus einem Grubenschacht geborgenen sterblichen Überreste rettete ein Mönch über die chinesische Grenze; auf Betreiben von Elisabeths Schwester Victoria, Gemahlin Ludwigs von Battenberg, die sich dann schon „Mountbatten“ nennen mußte – dazu gleich noch etwas mehr –, wurde Elisabeths Leiche 1921 zur ewigen Ruhe ins Heilige Land überführt. Mit Darmstadt, St. Petersburg und London wären vielleicht die Eckpunkte jenes magischen Dreiecks benannt, in dem sich die internationale Wirksamkeit des Hauses Hessen und, auf diplomatischem Terrain, insbesondere des aus ihm herausgewachsenen Hauses der Battenberger, erprobte: schon in der ersten Generation mit dem Begründer dieser Linie, Alexander Prinz von Hessen und bei Rhein (1823-1888), der zwischen dem österreichischen Kaiser Franz-Joseph, dem Taufpaten seines nach dem Kaiser benannten jüngeren Bruders, Franz-Joseph Prinz von Battenberg (1861-1924), Zar Alexander II., Kaiser Napoleon III. von Frankreich und König Wilhelm I. von Preußen eifrig zu vermitteln gesucht hatte. Vor genau 150 Jahren empfing er hier oben auf dem Heiligenberg seine Schwester Marie und ihren Gemahl, den Zaren Alexander, wie auch den Preußenkönig gemeinsam als Gäste. In einer Personenskizze von 2009 hat Lupold von Lehsten die geheimnisvolle Abstammung Alexanders

von Battenberg ebenso thematisiert wie dessen militärische Karriere und sein anschließendes diplomatisches Wirken, das sich eben in der Generation seiner Kinder inmitten des damaligen Netzwerks einander eng verbundener europäischer Fürstenhäuser unilateral erweiterte und verdichtete. Die Spuren führen immer wieder nach Rußland und England, aber eben auch nach Bulgarien, über Heiratsverbindungen nach Montenegro und Griechenland, Schweden und Spanien – anhand der Informationsmaterialien und Schautafeln, die das neue Dokumentationszentrum hier auf dem Heiligenberg bietet, kann man diese Spuren sogleich selbst aufnehmen, und so braucht man sich, nicht nur der gebotenen Kürze halber, hier auch weder in rührenden Heirats- oder Familienanekdoten noch in Hofklatsch verlieren, dem die Battenberger öfters willkommenen Stoff boten. Lupold von Lehstens zitiertem Aufsatz, weiterhin dem 2012 von Eckhart Franz herausgegebenen ‚Biografischen Lexikon‘ zum Hause Hessen ist zu entnehmen, daß der Dynastiegründer Prinz Alexander, der gegen Ende seines Lebens übrigens auch als Präsident der Ersten Kammer des Darmstädter Parlaments wirkte, als österreichischer Offizier 1859 in Oberitalien am Krieg gegen Savoyen und Frankreich teilgenommen und in der fürchterlichen Schlacht von Solferino einen nicht unerheblichen Part gespielt hat – vielleicht, so darf spekuliert werden, hat ihn das grauenhafte Geschehen an diesem gemeineuropäischen *lieu de mémoire* nicht weniger beeindruckt als einen zufälligen Augenzeugen des Gemetzels: den Schweizer Kaufmann Jean-Henri Dunant, der dieses traumatische Erlebnis in einem Buch verarbeitete, das er wenige Jahre später auf eigene Kosten drucken ließ und dessen Wirkung sicher eine wichtige Etappe markiert auf dem Weg zur Gründung des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, aber auch, das wird allzu oft nicht mitgedacht, zur 1864 vereinbarten Genfer Konvention. 1901 erhielt Dunant zusammen mit dem französischen Pazifisten Frédéric Passy den ersten Friedensnobelpreis. Nun, Pazifisten waren die Battenberg-Brüder sicher nicht, die vielleicht schon hier oben auf dem Heiligenberg, Jahre vor Beginn ihrer jeweiligen Militärkarriere, ihre ersten Kriegsspiele im behüteten Geschwister- und Verwandtenkreis ausgelebt haben mögen, sofern das



Abb. 8

stets wachsame Erzieher- und Gouvernantenaugen überhaupt zuließen. Doch wichtiger, soviel darf wenigstens verantwortbar gesagt werden, war den Battenbergern insbesondere der zweiten Generation der Einsatz ihres familiär-persönlichen Einflusses und ihrer kurzen Wege auf den Korridoren der Macht zugunsten der Wahrung einer europäischen Friedensordnung, die im Wiener Kongreß 1815 grundgelegt worden war und zumindest bis 1890 hielt, ehe dieses internationale System in eine verhängnisvolle Strukturkrise geriet. Ab diesem Zeitpunkt gelang es nicht mehr, die Gegensätze der Großmächte auszugleichen, die sich in die Eskalationsspirale eines Wettrüstens begaben und eine Klimax häufig wechselnder Allianzen und Blockbildungen in Gang setzten, der am Ende niemand mehr gewachsen war. Des fürchterlichen Ergebnisses gedenken wir in diesem Jahr alle: mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, wie man oft etwas verkürzend, aber deshalb nicht zu Unrecht sagt, wurde diese alte Ordnung endgültig zu Grabe getragen. Ihr Wesenselement war, das sollten wir uns nochmals in Erinnerung rufen, das Prinzip eines spezifischen, fein austarierten Mächtegleichgewichts in Europa. Dieses Prinzip hat beachtlich lange dazu beigetragen, Kriege zwischen den damaligen Großmächten einzudämmen; wo es zu solchen Kriegen kam, entstanden sie durch Expansionsgelüste wie im Zeichen von Unabhängigkeits- bzw. Einheitbestrebungen, etwa in Deutschland und Italien. Doch war es bis 1914, alles in allem, gelungen, die Kon-

flikte unter Kontrolle zu bringen – so lange es eben eine internationale Ordnung gab, die den Macht- und Konfliktausgleich der Großmächte erstrebte.

Der Vorstellungswelt dieses Systems sind die Mitglieder der Familie Battenberg verhaftet gewesen, und ihr suchten sie mit ihren exklusiven Mitteln und Möglichkeiten zu dienen. Allerdings konnten sie dabei auch selbst zum Opfer dieses Systems werden, wie „Sandros“ Scheitern in Bulgarien dramatisch vor Augen stellt. Denn, wie man sich schon Jahrzehnte vor dem noch ungeahnten Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Europa sarkastisch zuzuraunen gewohnt war: In seinem Zorn muß Gott den Balkan erschaffen haben, um Europa in Angst und Sorge zu versetzen. Durch die Vereinigung Bulgariens unter der Herrschaft Alexander Battenbergs, der sich auch noch gegen das neu auf die politische Bühne drängende Serbien militärisch behauptete, war der auf der berühmten Berliner Konferenz von 1878 mühsam errungene Interessenausgleich, hier hauptsächlich zwischen Rußland, Österreich-Ungarn und Deutschland, gefährdet. Bismarck, der sich schon damals ostentativ für die russischen Forderungen eingesetzt hatte, aber dennoch das in Rußland aufkeimende Mißtrauen über das Verhältnis Deutschlands zu Österreich-Ungarn kaum zu besänftigen vermochte, war eher bereit, mit Alexander von Battenberg einen Fürsten deutschen Ursprungs zu opfern als Rußland herauszufordern; dem Interesse der Großmächte an der Erhaltung des Friedens hätten sich, so Bismarck wörtlich, die „Hammeldiebe“ auf dem Balkan gefälligst unterzuordnen. Pech für „Sandro“ Battenberg, der somit dem russischen Druck weichen mußte. Und sein Unglück vollendete, daß er eine Heiratsverbindung mit der preußischen Prinzessin Viktoria durchsetzen wollte, der sich Bismarck, schärfer noch Viktorias Bruder, der spätere Kaiser Wilhelm II., vehement entgegenstellte, der als Kronprinz ungerührt die politischen Absichten seines nur kurz regierenden, todkranken Vaters konterkarierte. Wie er in seiner hochfahrenden Art einmal unverblümt zum besten gab, hätte er den „Sandro“ Battenberg am liebsten in einem Pistolenduell niedergestreckt.

Sandro Battenbergs in englischen Diensten sich bewährendem Bruder Ludwig ging es nach Ausbruch des Ersten



Abb. 9

Weltkrieges kaum besser, als die hysterische Deutschenhetze ihn, trotz kräftigen Rückhalts in den britischen Seestreitkräften, zur Niederlegung seines hohen Amtes als Erster See-Lord zwang und damit eben zur Preisgabe des Oberkommandos der gesamten britischen Kriegsmarine. Traurig für ihn, aber gut für England, so lautete, sinngemäß verknüpft, der launige Kommentar des damaligen Marineministers Churchill, von dem abschließend gleich noch einmal die Rede sein soll. Das ihm angetane Unrecht hat man Louis Mountbatten erst nach dem Ersten Weltkrieg, in seinem Todesjahr 1921, versüßen wollen, indem man ihn erst zum Präsidenten des *Royal Navy Club* wählte und dann noch mit dem exklusiven Titel eines *Admiral of the Fleet* ausstattete.

Der von der Presse gnadenlos angeheizten Deutschenhysterie hatte er schon im Sommer 1917 weiteren Tribut zu zollen gehabt, als er, wie selbst der König, zu einer Namensänderung gezwungen wurde: als das englische Königshaus damals alle seine deutschen Namen und Titel ab- und sich den Namen Windsor zulegte, anglisiereten sich die Battenberger zu „Mountbatten“, und Louis erhielt den Titel eines „Marquess of Milford Haven“. Nur Ludwigs jüngster Bruder Franz-Joseph, von dem wir

schon beiläufig hörten, behielt, bei Kriegsausbruch 1914 zunächst nach Italien, dann in die Schweiz gezogen, die Namensform „Battenberg“ bei.

Mit dem Verkauf des Schlosses Heiligenberg verloren die den Ersten Weltkrieg überlebenden Battenberger ihren Mittelpunkt, der, über alle äußeren Grenzen hinweg, jahrzehntelang auch das vertrauens-, ja sehnsuchtsvoll aufgesuchte, oder, wenn so nicht möglich, dann doch erträumte Refugium gewesen war. Das Schloss selbst wie überhaupt das gesamte Ensemble auf dem Heiligenberg, bezeichnenderweise einschließlich der kleinen Kapelle mit dem Battenberg-Mausoleum, verfiel in Dornröschenschlaf, und, wie es scheint, bei den Mountbatten allmählichem Vergessen anheim. Vielleicht wäre das ja ganz anders geworden und Jugenheim aus provinzieller Verschattung wieder markant herausgetreten, wenn ein Anliegen, das die Queen selbst vor jetzt auch schon mehr als einem halben Jahrhundert verfolgte, sich hätte verwirklichen lassen. Denn im Februar 1959 hatte Queen Elizabeth in einer Sitzung des Geheimen Kronrates ihren Wunsch zum Ausdruck gebracht, daß alle ihre Nachkommen, denen kein Anrecht auf den Titel „Königliche Hoheit“ zustünde, den Namen „Windsor-Mountbatten“ tragen sollten. So werde für alle Zeiten der Name ihres Gatten mit dem Königsgeschlecht der Windsor vereinigt. Doch war ein Ansinnen selbst in dieser Form, kaum anderthalb Jahrzehnte nach Beendigung des II. Weltkrieges, in der britischen Öffentlichkeit, auch bei der politischen Elite, in einer noch immer heftig antideutsch aufgeladenen Generalstimmung, wohl nicht durchzusetzen. Winston Churchill erklärte seinen kategorischen Widerstand gegen alle Pläne, an traditionelle Bindungen der englischen Königsfamilie an Deutschland zu erinnern, und Premierminister Macmillan riet der Königin, mit Rücksicht auf die Gefühle ihrer Untertanen auf den erwogenen Schritt zu verzichten.

Schade auch für Jugenheim und sein Ausfalltor nach Europa, möchte man meinen, und daran ändert auch ein netter kleiner Scherz des letzten Vizekönigs von Indien nichts, des Onkels von Prinzgemahl Philip, Louis Mountbatten, der sich bald darauf im Gästebuch eines nordhessischen Hotels trotzig unter dem Namen „Prinz von Battenberg“ eintrug – die englische Presse schäumte vor Empörung. Wie stark Louis Mountbatten freilich in der

Fremdwahrnehmung als maßgeblicher Repräsentant nicht nur des britischen Königshauses, sondern überhaupt des englischen Staatswesens gesehen werden konnte, dokumentiert sein schreckliches Ende: 1979 zerriß ihn in der Bucht von Sligo eine Bombe der IRA.

So liegt es nun an der Stiftung Heiligenberg und ihren Unterstützern, nicht nur, wie zu hoffen bleibt, am Ort und in der Region, die Verbindungslinien zusammenzuziehen und die Internationalität, die internationale Ausstrahlung des Heiligenberges im Sinne von Verständigung und Ausgleich über die Landschaft der Bergstraße hinweg wieder fühlbar werden zu lassen. Möge zu diesem Zweck das goldene Kreuz auf dem Bergsporn, das seit 1866 weit hinaus in die Rheinebene auch von der eigentümlichen Bedeutung des Heiligenberges kündigt, nicht nur viele Besucher anziehen, sondern auch verantwortungsbewußten, weitblickenden Förderern in Politik und Wirtschaft den Weg hier hinauf weisen.



Abb. 10 Vorstand, Beirat und Gäste der Stiftung Heiligenberg im Gespräch.

## Tagungsbericht

# Die Familie Wolfskehl und Darmstadt

von Lupold von Lehsten

Das Evenarí-Forum für Deutsch-Jüdische Studien an der TU Darmstadt und das IPG Bensheim veranstalteten am 14. Oktober 2014 in der Villa ›Haus Haardteck‹ am Herdweg in Darmstadt eine Tagung zum Thema ›Die Familie Wolfskehl und Darmstadt‹. Schon am 13. Oktober hatten die Technische Universität, die Stadt Darmstadt und die Moses-Mendelssohn-Stiftung als Gesellschafterin des Projektentwicklers GBI ein Studentenwohnheim für 155 Studenten als ›Karl-Wolfskehl-Haus‹ eingeweiht. Die Einweihung hatten u.a. der Kanzler der TU, Manfred Efinger, und der Vorstand der Moses-Mendelssohn-Stiftung, Julius H. Schoeps, vorgenommen. Knapp vier Wochen später wurde am Eingang zum Park der Wolfskehlschen Villa an der Karl-/Klappacher Straße in Darmstadt eine Gedenktafel für die Familie Wolfskehl und Darmstadt durch den Oberbürgermeister Jochen Partsch enthüllt. Manfred Efinger und Julius H. Schoeps führten zusammen mit Volkhard Huth in die Wolfskehltagung im Haus Haardteck ein. Da am Nachmittag der Dichter Karl Wolfskehl im Mittelpunkt stand, zielten die Vorträge am Vormittag auf das vielfältige Wirken der Gesamtfamilie in Darmstadt. Zu der Tagung konnten die Veranstalter die Enkelin von Eduard und Marie Wolfskehl, Frau Claudia Kühner, Zürich, und den Enkel von Karl Wolfskehl, Herrn Jakob Köllhofer, Heidelberg, begrüßen (Abb. 11-14). Julius H. Schoeps stellte die Tagung in den Gesamtzusammenhang der Arbeit des Moses-Mendelssohn-Zentrums, Potsdam. Hier war im November 2002 eine Tagung ›Karl Wolfskehl. Leben und Werk‹ veranstaltet worden (vgl. Dialog H. 16, Potsdam 3/2002, S. 2).

Manfred Efinger nutzte sein Grußwort als Kanzler der TU Darmstadt, um das für Darmstadt und die Hochschule so ungemein bedeutende Wirken der Wolfskehls zu würdigen: Otto Wolfskehl (1841-1907) war in dritter Generation Bankier in Darmstadt, vor allem aber ein ›homo politicus‹ im besten Sinn des Wortes. Nicht nur an den Gründungen des Darmstädter Musikvereins, zahlreicher Stiftungen, der Südhessischen Gas- und Wasser AG und der Landeshypothekenbank war er beteiligt, er war Vorstand des Zentralvereins für Arbeiterwohnungsfürsorge, förderte das Eisenbahnwesen und den Bau der Johanneskirche, war Handelsrichter und 1881 Präsident der



Abb. 11

Handelskammer in Darmstadt, 1874-1901 als National-liberaler Mitglied der Darmstädter Stadtverordnetenversammlung und Vorsitzender des Finanzausschusses, ebenso 1875-1897 Mitglied der zweiten Kammer des Hessischen Landtags und auch hier Vorsitzender des Finanzausschusses. In diesen Funktionen gelang es ihm, 1893-95 die große Erweiterung der Technischen Hochschule in Darmstadt durchzusetzen. Er lehnte das Amt des Hessischen Finanzministers ab und legte 1897 wegen antisemitischer Hetzkampagnen sein Landtagsmandat nieder. Seinen Nachruf in der ›Darmstädter Zeitung‹ verfaßte seiner Zeit der Oberbürgermeister Morneweg.

Der Sohn Eduard war nicht nur in wichtigen Funktionen des Roten Kreuzes in Hessen engagiert, seine besondere Leistung war die gesamte Erstellung der technischen Anlagen des Darmstädter Hauptbahnhofs. Nach dem Ersten Weltkrieg dozierte er auch als Privatgelehrter an der Technischen Universität. In einer sogenannten »privilegierten Mischehe« lebend, wurde die Familie erst verzögert Opfer des NS-Terrors. Im Juli 1939 starb Eduards Ehefrau Marie Wolfskehl nach Verhören durch die Gestapo, er selbst wurde im Mai 1943 verhaftet und starb angeblich an Muskelschwäche am 12. Juni 1943 im ›Arbeitserziehungslager‹ der Gestapo in Frankfurt am Main-Heddernheim. Von den Kindern wurde Marie-Luise noch 1934 mit dem Dissertationsthema »Die Jesusminne in der Lyrik des deutschen Barock« in Gießen



Abb. 12

promoviert, war dann aber nach Amerika emigriert, wo sie am Mundelein College in Chicago deutsche Sprache und Literatur unterrichtete. Ihre jüngere Schwester Fanny (1902-1974) lebte als Bildhauerin zurückgezogen in Darmstadt. 1955-1957 schuf sie hier beispielsweise die Krippenfiguren der St. Ludwigs-Kirche. Die Tochter Charlotte heiratete 1946 in der Schweiz den Historiker Hans Kühner. Der Sohn Otto Wolfskehl (1920-1987) war Oberingenieur und Prokurist der von seinem Großvater gegründeten Südhessischen Gas- und Wasser AG, dann Vorstandsmitglied der Städtischen Gas- und Wasser AG in Kassel.

In ihrem mit zahlreichen Bildern illustrierten Vortrag stellte die Kunsthistorikerin Regina Stephan, Mainz, Darmstadt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als Zentrum moderner Bewegungen vor. Otto Wolfskehl hatte sein Bankhaus zunächst in der Casinostr. 23 und dann in der Oberen Rheinstraße 4, um dann ›auf dem Galgenberg‹ in Bessungen 1895/96 seine Villa, die auch für die Nutzung zu gesellschaftlichen Anlässen geplant war, im antiquiert wirkenden französischen Stil von 1870/85 von dem Darmstädter Architekten Gustav Jacobi (1855-1902) errichten zu lassen. Jacobi hatte zuvor 1894 im gleichen Stil das Palais Rosenhöhe erbaut.

Zu einer ungewöhnlichen und höchst eindrucksvollen Lehrstunde nutzte der emeritierte Mathematikprofessor Klaus Barner aus Kassel seinen Vortrag über Paul Wolfskehl und seine Stiftung. War diese Stiftung

(100.000 Goldmark) doch der Preis für den Beweis der Fermat'schen Vermutung. Paul Wolfskehl (1856-1906) hatte Medizin studiert, sich dann aber aus gesundheitlichen Gründen der Mathematik zugewandt und wurde 1883 ein Schüler von Ernst Eduard Kummer (1810-1893, durch Ehen mit den Familien Mendelssohn und Cauer verbunden) in Berlin. Dieser hatte die algebraische Zahlentheorie entscheidend entwickelt. Mit der Einteilung der Primzahlen in reguläre und irreguläre Primzahlen konnte Kummer einen großen Schritt bei der Lösung der Fermat'schen Vermutung vorangehen. Sein Schüler Paul Wolfskehl hielt vermutlich in Darmstadt 1886-1887 Vorlesungen über die algebraische Zahlentheorie. Die fortschreitende Erkrankung an MS erzwang 1890 ein Ende von Wolfskehls Lehrtätigkeit, eine späte Heirat zur Sicherstellung der Pflege 1903 vermehrte nur Wolfskehls Leiden. Daher schrieb er den Preis für den endgültigen Beweis der Fermat'schen Vermutung aus, aber erst 1994 konnte dieser durch Andrew Wiles erbracht werden. Bis 1996 waren ca. 5000 Versuche bei der Göttinger Akademie der Wissenschaften, die den Preis verwaltete, eingegangen. Klaus Barner hat Zeugnisse sowohl zu Leben und Wirken von Pierre de Fermat (1607-1665) als auch Paul Wolfskehl gesammelt und allen Zuhörern einen ungeahnten Erkenntnisgewinn bereitet.

Jürgen Egyptien aus Aachen leitete seine kenntnisreiche und sensible Interpretation des poetischen Werks von Karl Wolfskehl mit der Bemerkung von Edgar Salin ein, Wolfskehl sei als Literaturhistoriker die Treppen zu George hinauf gestiegen und sei als Dichter mit diesem wieder hinabgegangen. Seinem Lieblingsdichter Clemens Brenatano folgend verwandte Wolfskehl in seinem Individualstil Wortfolgen-Wiederholungen, die sich in der von George geprägten Gestalt in die symbolistische Dichtung Europas der Zeit einreihen. Hier finden sich alle Formen des Erhabenen und des kulturellen, insbesondere des religiösen Synkretismus. Bis zu seinem Lebensende pflegte Wolfskehl die römisch-deutschen-jüdischen Welten, in denen die Griechen fehlten, aber die nordische Dichtung durchgängig präsent blieb. Mit der Identifizierung mit Dionysos und der Bachofenschen Allmutter war er Nietzsche sehr nahe.

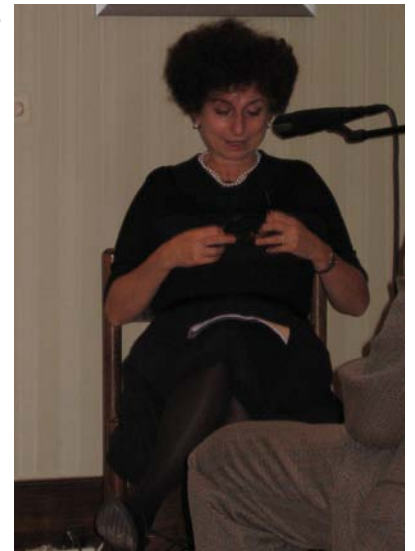
In seinen Darmstädter Kollegen Merck, Lichtenberg, Büchner und vor allem Niebergalls *Datterich* findet Wolfskehl das Urantlitz von Klugheit und Skepsis. Dennoch kann er bis zur Jahreswende 1932/33 nicht glauben, wie sehr der deutsche Geist dem Verrat anheimfällt. Erst am Aschermittwoch 1933 flüchtet Karl Wolfskehl nach Italien, erlebt hier einen produktiven Prozeß, in dem er den Symbolismus abwirft und als ›wüstenwal-

lender« Sohn zum Monotheismus der Väter zurückkehrt. Eine Kometenbeobachtung in Locarno deutet Wolfskehl als Zeichen des Himmels. Er fragt: »Oh, dürft ich Stimme sein, das Volk zu rütteln.« Zwar löst sich Wolfskehl nicht von George, aber Dionysos wird durch Hiob ersetzt. Im Georgekreis verharrt Wolfskehl in einer Sonderstellung, er leidet unter dem Bruch zwischen George und Gundolf. Aber er eröffnet der Georgischen Poetologie einen Raum jüdischer Identität.

Claudia Sonino aus Pavia beschrieb die vielfältigen Schritte Wolfskehls in seinem Verhältnis zum Zionismus und zu Palästina (Abb. 13). Als »Neu-Süchtiger« entdeckte Wolfskehl schon früh den Zionismus. In seinen Briefen u.a. an Friedrich Gundolf und Arnold Mendelssohn entdeckt er die Bedeutung des Blutes und des Vatererbes, aber später sprach er lieber vom Geist (der Geist-Kraft), der weht, wo er will. 1933 emigrierte Eugen Meyer, Syndikus der jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main und Vermögensverwalter Wolfskehls, nach Palästina. Seitdem pflegte Wolfskehl einen engen Kontakt dorthin. Später kommt eine Korrespondenz mit Siegfried Guggenheim hinzu.

Für Wolfskehl wird das Judentum zum Ursprung, zum Gelöbnis, zum Bund, zum Gesetz. Das Judentum ist für ihn ganz Historie und ganz Metaphysik zugleich, Wirklichkeit und Idee. An Margarete Susman (1872-1966) schreibt er, die Juden seien als »Gottesbündler« immer das ganz andere Volk. Im italienischen Exil empfand Wolfskehl, wie die Stimmen aus dem Titusbogen zu ihm sprächen. Er plante, die Psalmen in verschiedenen Fassungen herauszugeben,

Abb. 13



eine Reihe der 25 bedeutendsten literarischen Werke der jüdischen Diaspora an der Universität von Jerusalem zu begründen. Aber den modernen Zionismus in seiner rein weltlichen Gestalt empfand Wolfskehl als Verzicht auf das Erstgeburtsrecht, als Rücktritt in die Reihe der Völker. Vor dem Faschismus an das äußerste Ende der Welt geflüchtet, empfand er sich auch hier nur als vorläufig, strebte er nach Palästina, wollte es aber doch nicht erreichen. Nach der Neuordnung der Welt 1945 spürte er nur einen »ungewissen Widerhall«, wollte aber wirklich gerufen werden. Dieser Ruf erging an ihn weder aus Deutschland, noch aus Palästina. Wolfskehl lebte aus dem Wort, er fand es aber nur noch in den Herzen der Darbenden.



Abb. 14 Die Familie Wolfskehl und Darmstadt. Blick in den Tagungsraum der Villa Haardteck.

## Eine Tagung und ihre Folgen: Dokumente zur Familie Wolfskehl im IPG

von Lupold von Lehsten

Frau Claudia Kühner, Zürich, hat dem IPG im November 2014 wertvolle Unterlagen und Bilder zur Biographie ihrer Vorfahren übergeben. Gerade in Anbetracht des Vortrags von Regina Stephan auf der Wolfskehltagung des Evenar-Forums (vgl. den Bericht in diesem Heft), in dem sie den extremen Mangel an Bildmaterial zur Villa Wolfskehl im Darmstädter Stadtarchiv beklagte, sind die Bilder der Familienmitglieder und Häuser aus den Familien Wolfskehl, Spohr und Braunfels von besonderem Wert. Darin finden sich auch das Exlibris von Eduard Wolfskehl, Scherenschnitte und historische Postkarten. Unsere Abbildung zeigt einen Blick in die Innenräume der Villa Wolfskehl mit der rückseitigen Beschriftung: »Marie Wolfskehl-Spohr. Über dem Boule-Schreibtisch: Marktszene von Camille Pissaro«.

Für die Familie Braunfels finden sich in dem Bestand einige

Nachkommen-Aufstellungen. Stammtafeln sind für die Familie Wolfskehl vorhanden. Eine biographische Skizze über die Pianistin Lilli Wolfskehl, geb. Schulz (1841-1920), aus dem Jahr 1920 stammt von Ella Mensch. Von besonderer Bedeutung sind die 20 Blätter eines maschinenschriftlichen Manuskriptes der Jugenderinnerungen von Marie Wolfskehl, geb. Spohr, aus dem Jahr 1925. Von Fanny Wolfskehl findet sich der Essay ›Ein alter Garten‹ (1948). Für das Ehepaar Kühner-Wolfskehl liegen Akten zur Immigration in der Schweiz 1946 vor. Der größte Teil der Akten betrifft Eduard Wolfskehl, seine Verhaftung und Ermordung durch die Gestapo im Mai/Juni 1943. Hierzu sind die Akten der NS-Behörden (durch ITS) vorhanden, es finden sich Auszüge aus: Justiz und NS-Verbrechen Bd. 22 Nr. 611 S. 676-679; die Lagerordnung und Liste des Lagerpersonals in Frankfurt am Main-Heddernheim; eine Liste der in Hessen zuletzt verhafteten, in sogenannter ›Mischehe lebender‹ Juden; Protokolle von Verhören des Kriminalsekretärs Bruno Böhm und des Robert Mohr u.a.m. Ältere Zeitungsartikel aus der F.A.Z. runden das wertvolle Konvolut ab. Diese Unterlagen ergänzen vorzüglich die bereits früher dem IPG von Diethard Amelung übergebenen Dokumente.



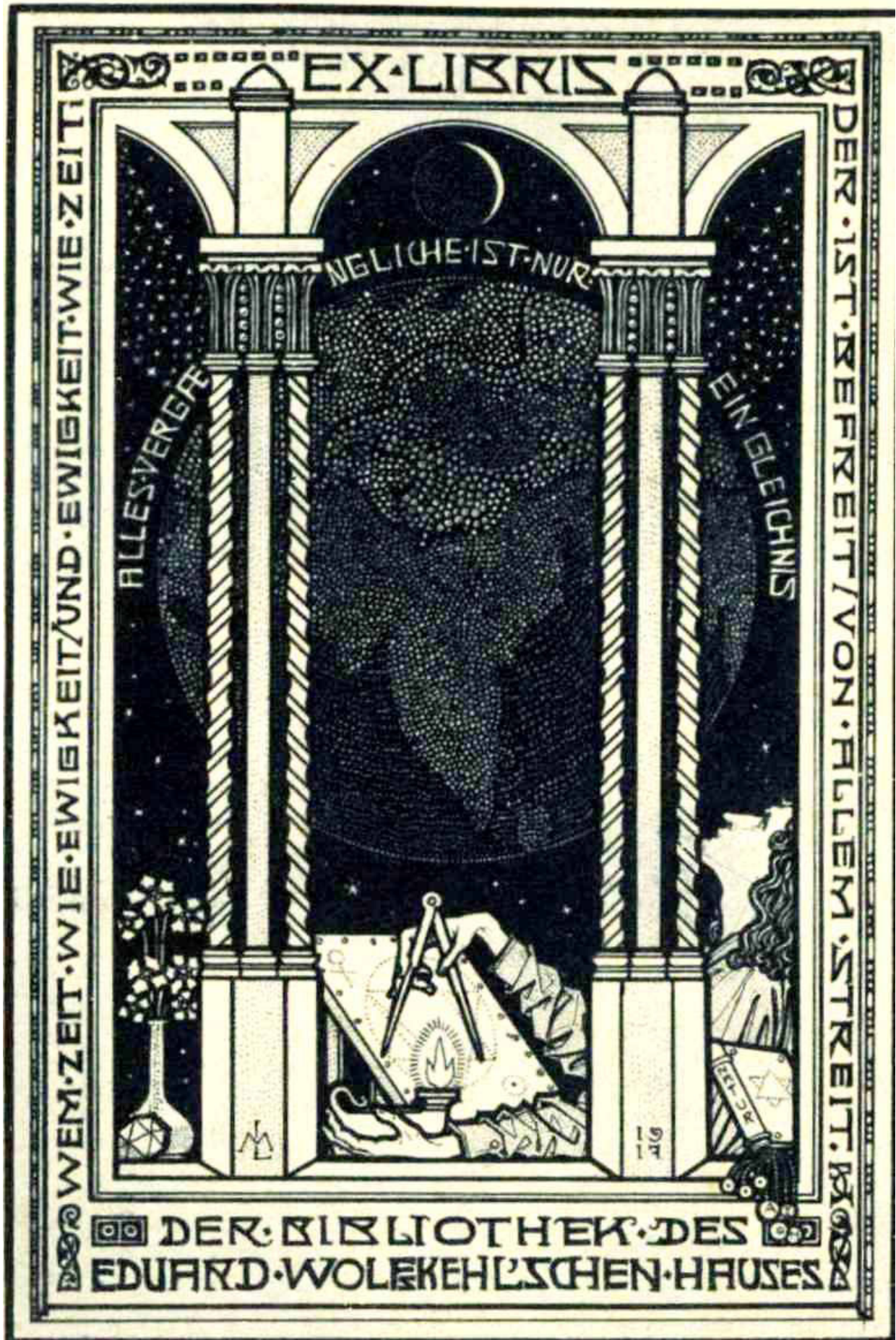


Abb. 16 Aus der ‚goldenen Zeit‘ der modernen Exlibrisbewegung: das dem Jugendstil verpflichtete Buchzeichen von Eduard Wolfskehl, IPG, Bestand: Wolfskehl.

# Sorben und Deutsche: Heimat Lausitz – Fremde Lausitz

Internationale Tagung des Sorbischen Instituts und der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften e. V. (14.-15. November 2014)

von Friedrich Pollack

Am 14. und 15. November 2014 luden die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften und das Sorbische Institut Bautzen zu einer internationalen Tagung mit dem Thema „Sorben und Deutsche: Heimat Lausitz – Fremde Lausitz“.

## Sorben und Deutsche: Heimat Lausitz – fremde Lausitz

### Internationale Tagung

des Sorbischen Instituts und der  
Oberlausitzischen Gesellschaft  
der Wissenschaften e. V.

14.–15. November 2014

Sorbisches Museum Bautzen



Die Veranstaltung stieß auf großes Interesse, mehr als 70 Gäste wurden an beiden Tagen im Festsaal des Sorbischen Museums auf der alten Bautzener Ortenburg gezählt. Eröffnet wurde die Tagung am Freitagnachmittag gemeinsam durch Dr. Steffen Menzel, Präsident der OLGdW, und Prof. Dr. Dietrich Scholze, Direktor des SI. In seiner anschließenden Einführung skizzierte Dr. Lars-Arne Dannenberg die vielfältigen Dimensionen, die das allgemeine Verständnis von der „Heimat Lausitz“ in den vergangenen Jahrhunderten beeinflusst haben, und wies zugleich auf die Herausforderungen hin, die sich aus dem häufig diffusen Gebrauch des Heimatbegriffes in der deutsch-sorbischen Lausitz für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Phänomen ergeben.

Damit war das Podium für die insgesamt 17 Referentinnen und Referenten der Tagung eröffnet. Eingangs fasste Dr. Thomas Westphalen in einem weit angelegten Überblick zusammen, wie sich die früh- und hochmittelalterliche Geschichte Sachsens und der Lausitzen aus Sicht der Archäologie beschreiben lässt. Auf breiter empirischer Basis illustrierte er den Ablauf der Besiedlung des heutigen Freistaates Sachsen mit besonderer Berücksichtigung der Abfolge und Verteilung von slawischen und deutschen Bevölkerungen. Darauf folgend wurde das Referat des leider verhinderten Prof. Dr. Walter Wenzel verlesen, das sich dem altslawischen Landesausbau in der Oberlausitz im Spiegel namenkundlicher Befunde widmete. Wenzel stellte namentlich in den sogenannten Altsiedellandschaften um Bautzen und Görlitz eine Häufung altsorbischer Orts- und Gewässernamen fest, die er als Zeugnisse der in den Quellen genannten *Milzane* und *Besunzane* identifizierte. Einen zeitlichen Sprung in das späte 17. Jahrhundert unternahm sodann Dr. Lupold von Lehsten, der den Fund einer Sammlung von Leichenpredigten des Muskauer Pfarrers Martin Francisci zum Anlass nahm, über das Zusammenleben von Sorben und Deutschen in der alten Muskauer Standesherrschaft zu referieren. Anschließend sprachen Prof. Dr. Tomasz Jaworski und Dr. Hanna Kurowska über Bevölkerungsbewegungen in der östlichen Lausitz am Ende des Zweiten Weltkrieges, wobei sie die erzwungenen Migrationen deutscher, polnischer als auch sorbischer Familien in ihren demographischen Folgen beleuchteten.

Nach einer kurzen Pause richteten sich sowohl der Oberbürgermeister der Stadt Bautzen Christian Schramm wie auch der Vorsitzende der Domowina David Statnik in kurzen Grußworten an die Teilnehmer der Tagung. Beide



Abb. 17 Der Oberbürgermeister der Stadt Bautzen, Christian Schramm.



Abb. 18 Steffen Menzel, Präsident der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.

unterstrichen dabei die aktuelle Relevanz des Tagungsthemas und wiesen besonders auf die Ambivalenzen der jüngeren „Heimat-Renaissance“ hin, die sich nicht nur in einer wachsenden Heimatverbundenheit, sondern auch in teils scharfen Konflikten um die Unterbringung Asylsuchender sowie tätlichen Übergriffen auf sorbische Jugendliche widerspiegeln. In ihrem Abendvortrag skizzierte Prof. Dr. Beate Mitzscherlich Heimat als einen komplexen Gegenstand empirischer Kultur- und Sozialforschungen. Nach einer orientierenden Einführung in das begriffs- und diskursgeschichtliche Dickicht unseres heutigen Heimatverständnisses entwickelte sie aus sozialpsychologischer Sicht einen prozessualen Heimatbegriff, der im Sinne von „Beheimatung“ einen notwendigen, sich permanent vollziehenden Prozess der Identitätsstiftung im lebensweltlichen Kontext beschreibt. Befragungen unter Jugendlichen haben gezeigt, dass der Region gegenüber dem Staat oder Europa dabei nach wie vor eine herausgehobene Bedeutung zukommt. Bei einem kleinen Empfang im Foyer des Sorbischen Museums bot sich Besuchern und Referenten schließlich die Gelegenheit zum angeregten Austausch. Den zweiten Tag der Konferenz leitete Dr. Jens Baumann mit einem Referat über Minderheiten und ihren Beitrag für die regionale Entwicklung und Identität ein. Baumann fokussierte vor allem die gegenwärtige Situation ethnischer und sprachlicher Minderheiten in Deutschland, blickte in vergleichender Absicht jedoch auch über die Landesgrenzen hinaus in andere europäische Staaten und schloss mit dem wichtigen Fazit, dass Minderheitenförderung kein Luxus für bessere Zeiten, sondern praktizierte Regionalför-

derung sei. In einer weiteren Sektion widmeten sich sodann zwei Vorträge ausschnittshaft der Rolle von Kirche und Glauben im Prozess der Beheimatung und Identitätsbildung. Dr. Jens Bulisch warf einen kritischen Blick auf die Entwicklung der Lutherrezeption in der sorbischen Publizistik und Wissenschaft des 20. Jahrhunderts, die auch von weltanschaulichen Kontroversen geprägt war, deren Spuren bis heute sichtbar sind. Lubina Malinkowa beschrieb die Entwicklung und Ausbreitung pietistischer Erweckungsbewegungen in der Oberlausitz. Insbesondere der intensiven Laienarbeit der Herrnhuter Brüdergemeine unter der einfachen sorbischen Bevölkerung beschied sie ein hohes emanzipatorisches Potential.

Die weiteren Vorträge des Tages lenkten den Blick wieder verstärkt auf neuzeitliche und gegenwärtige Entwicklungen in der „Heimat Lausitz“. Prof. Dr. Dietrich Scholze reflektierte zusammenfassend die sozialen und ökonomischen Bedingungen sowie den Verlauf der beschleunigten Assimilation der Lausitzer Sorben im 19. und 20. Jahrhundert. Dr. Edmund Pech fragte sodann nach der Rolle, die der lokalen sorbischen Tradition bei der Errichtung des Gaskombinats Schwarze Pumpe sowie des zugehörigen Wohnbezirks Hoyerswerda-Neustadt in den Jahren nach 1955 beigemessen wurde. Er konnte zeigen, dass die anfangs formulierten, weitreichenden Pläne zur Schaffung eines neuen geistig-kulturellen Zentrums der sorbischen Lausitz bald Sparmaßnahmen zum Opfer fielen, die den Aufbau der Neustadt von Beginn an begleiteten. Vom anderen Ende des Zeitstrahls blickte anschließend Robert Lorenz auf das Hoyerswerdaer Großprojekt. Binnen eines Menschenalters



Abb. 19 Lupold v. Lehsten, IPG, berichtet über das Verhältnis von Wenden und Deutschen in der Standesherrschaft Muskau im 17. und 18. Jahrhundert.

sei hier für Zehntausende zunächst eine neue Heimat errichtet und schließlich wieder eingerissen worden. Diese Ambivalenz von Heimatgewinn und Heimatverlust ziehe sich, vor dem Hintergrund der industriellen Ausbeutung der Lausitzer Braunkohlevorkommen, als kollektive Erfahrung wie ein roter Faden durch die Geschichte dieser Region. In seinem Vortrag knüpfte auch Dr. Martin Walde an diese Überlegungen an und skizzierte das Heimatbild der Postmoderne als leeren Raum zwischen Altem und Neuem, dem er ein anzustrebendes Gemeindemodell einer Heimat als Raum von Nähe und lokaler Bezugnahme auf den Anderen entgegensetzte.

Die Nachmittagssektion wurde von Prof. Dr. Leoš Šatava eingeleitet, der in seinem Referat auf das Spannungsverhältnis zwischen primordialen und postmodernen Identitätskonzepten in den nationalen Diskursen der Sorben hinwies. Obwohl sich in der Lausitz heutzutage ein zunehmend voluntaristischer Begriff von ethnischer Zugehörigkeit durchgesetzt habe, bleibe die Bedeutung der Sprache, als essentiell verstandenem Kern sorbischer Identität, nach wie vor groß. Dieses Motiv griff anschließend auch Trudla Malinkowa auf, die über die ältesten sorbischen Inschriften im öffentlichen Raum referierte. Ausgehend von der evangelischen Oberlausitz verbreiteten sich solche Inschriften ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert bald im gesamten sorbischen Sprachgebiet, was die Referentin als Demonstration sorbischen Selbstbewusstseins interpretierte. Anschließend sprach Dr. Maria Mirtschin über Formen der Inszenierung von Heimat und Nation in der sorbischen Kunst. In einem weiten historischen Bogen ging sie dabei

Abb. 20 Lars-Arne Danneberg organisierte und leitete souverän die Taug.



auf werk- und rezeptionsgeschichtliche Aspekte im Schaffen Hendrich Božidar Wjelas, William Krauses, Měrcin Nowak-Njechorńskis, Jan Buks sowie Maja Nagelowas ein und zeigte auf, wie diese bedeutenden sorbischen Künstler ihre „Heimat Lausitz“ im Wandel der Zeit imaginierten: vom antimodernden Idyll und Fluchtort zur politischen Fantasie bis hin zur neu geschaffenen, vielstimmig-uneindeutigen Wirklichkeit einer künstlerisch überwundenen Nationalerzählung. Abgerundet wurde dieser äußerst dichte Vortragsreigen von einem anregenden Referat Prof. Dr. Walter Koschmals. Ausgehend von der Betrachtung einer bislang kaum bekannten Polemik zwischen den beiden Publizisten und Literaten Jan Skala und Johannes Urzidil aus den 1920er Jahren über das Verhältnis von Slawen und Deutschen entwickelte Koschmal die These, dass der moderne sorbische Heimatdiskurs seine produktivsten Anregungen häufig aus der sorbischen Lyrik empfing und noch gegenwärtig aus ihr zu empfangen vermag: In der lyrischen „Absage an das geschlossene Haus“, wie sie in den Werken Jurij Chěžkas, Kito Lorenc' und Róža Domašcynas zu entdecken sei, stecke ein erhebliches Potential für die Definition eines zeitgemäßen, integrativen Heimatbegriffes, der die bewusst in der Schwebelage gehaltene Ambivalenz „sorbisch-deutsch“ als Wesenskern in sich trage.

Im Anschluss an die Tagung bot sich allen Teilnehmern die Gelegenheit zur Besichtigung des Sorbischen Museums.

## In Memoriam

Am 14. Juli 2014, einem denkwürdigen Jahrestag, verstarb im Alter von 88 Jahren Madame H el ene Georger-Vogt in Strasbourg. Mit ihr verliert die Genealogie die ›große alte Dame‹ ihres Faches im Elsaß und der früheren Reichsstadt Straßburg. Als ›Chevalier des Arts et Lettres‹ ist sie auch in ihrer Heimat zuletzt zu ihrem 85. Geburtstag gewürdigt worden. Reich hat sie das Institut für Personengeschichte mit ihren Forschungsunterlagen und einer Fülle interessanter Schriften bedacht (vgl. L. v. Lehsten, Die Sammlung von H el ene Georger-Vogt, Straßburg, im IPG. In: Mitteilungen IPG XV. Jg., 2012, Ausg. 3, S. 13-16). Die Besuche bei ihr, auf denen wir diese Unterlagen mit großem Dank  bernahmen, waren ein Eintauchen in die Welt der vergangenen Jahrhunderte. Wir werden sie sehr vermissen und ihr ein treues Andenken bewahren.

Am 3. Oktober 2014 verstarb Herr Peter v. Brackel, Mitglied im Förderkreis der Stiftung für Personengeschichte. Er war in Königsberg am 18. Oktober 1928 als Zwilling zu seiner Schwester Jutta Schwerin v. Krosigk geboren und nach dem Studium der Volkswirtschaft und einer Zeit bei der Telefunken GmbH in der chemischen Industrie als Generalmanager tätig. Seine dritte Tochter Sybille wurde in Bensheim geboren. Den ausgeprägten genealogischen Ambitionen Peter v. Brackels entsprach es, daß die Brackel im zweiten Band des seit 2011 neu erscheinenden Genealogischen Handbuchs der bei den Ritterschaften von Livland, Estland, Kurland und Oesel immatrikulierten Geschlechter mit ihrer ausführlichen Genealogie und vorzüglichen Abbildungen erschienen (S. 53-131). Noch bedeutender für die Forschung war seine Bearbeitung und Edition des ›Christlichen Gesprächs‹, einer Darstellung der Geschichte Livlands vor und während des ›Livländischen Krieges‹ bis 1578 in gereimter Dialogform und Prosa von dem Prediger und Geschichtsschreiber Timann Brackel (Beiträge zur baltischen Geschichte, Bd. 19) Wedemark-Elze: Verlag Harro von Hirschheydt 2012. Vor allem aber wird uns Peter v. Brackel als ein warmherziger Gesprächspartner in Erinnerung bleiben.

## Personalia

Seit der letzten Ausgabe dieser Mitteilungen konnten wir wieder zwei Mitarbeiter im Institut begr u en: Robert Schwank, aus Mecklenburg stammend, ist Student am Institut für Geschichte der TU Darmstadt. Seit

1. August 2014 arbeitet er als wissenschaftliche Hilfskraft am IPG. Sein gekonnter Umgang mit den modernen Medien unterstützt uns bei allen Veranstaltungen. Darüber hinaus bereitet er aktuelle Einzelfragen zu den Projekten am Institut für Personengeschichte auf, jüngst im Rahmen der Forschungen zum jüdischen Bürgertum und zur jüdischen Intellektualität am Beispiel der Familie Wolfskehl und den Auftraggebern der Architekten Metzendorf.

Anna Gräfin von Armansperg hat im Oktober 2011 ihr erstes Schülerpraktikum am Institut für Personengeschichte absolviert. In der Folgezeit war sie im Institut u.a. in den Ferien als Hilfskraft tätig und verzeichnete Nachlässe und spezielle Sammlungen. Nun studiert sie Geschichte am Historischen Seminar der Goethe-Universität Frankfurt am Main und kommt jeden Freitag in das IPG, um ihre Arbeiten ehrenamtlich weiterzuführen.

## Öffnungszeiten am IPG

Seit 1. Januar 2013 sind die Erreichbarkeiten des IPG wie folgt geregelt:

Sekretariat, reguläre Öffnungszeiten: Montag 9 - 14 Uhr, Dienstag 8 - 14 Uhr, Mittwoch 9 - 14 Uhr, Donnerstag 9 - 14 Uhr, Freitag 9 - 14 Uhr.

Bibliothek, reguläre Öffnungszeiten: Dienstag 8 - 16 Uhr und nach Vereinbarung.

Arbeitskreis zur Stadtgeschichte in Bensheim: Montag, 14 - 17 Uhr.

SCHRIFTFLEITUNG: Institut für Personengeschichte, 64625 Bensheim, Hauptstraße 65, Tel. 06251-62211, Fax 06251-62271, e-mail: institut@personengeschichte.de

REDAKTION, Layout: L. v. Lehsten, alle ABBILDUNGEN: IPG/L. v. Lehsten, außer Abb. 2 (S. 6) aus Friedrich Winkler, Die Zeichnungen Albrecht Dürers, Bd. IV, Berlin 1939; Abb. 3a und 3b (S. 6): wikimedia-Immanuel Giel; Abb. 5 (S. 8): wikimedia - I, Sailko; Abb. 6 (S. 9) und Abb. 7 (S. 10) aus dem besprochenen Werk mit frdl. Genehmigung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg; Abb. S. 21-23 OLGdW, Görlitz.

Werden Sie Mitglied im Förderkreis der Stiftung für Personengeschichte, erhalten Sie regelmäßig das ARCHIV FÜR FAMILIENGESCHICHTSFORSCHUNG, werben Sie Mitglieder und Förderer für den Förderkreis der Stiftung für Personengeschichte und die Arbeit im Institut ! Herzlichen Dank.

Konto des Förderkreises der Stiftung für Personengeschichte: Sparkasse Bensheim, IBAN DE 78 5095 006800 0501 33 47, BIC HELADEF1BEN. Der Förderkreis ist vom Finanzamt Bensheim unter der Steuernummer 05 250 56777-VI/1 zuletzt am 20. Okt. 2011 als förderungswürdig für wissenschaftliche Zwecke (§ 52 Abgabenordnung) anerkannt worden.